

CHRISTIAN FLECK (HRSG.)

Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften

Österreichische Zeitschrift für Soziologie

Sonderband 5

Westdeutscher Verlag

Wiesbaden

2000

CHRISTIAN FLECK

Auf der Suche nach Anomalien, Devianz und Anomie in der Soziologie*

Wer sich ein wenig intensiver mit dem Gang seiner Disziplin beschäftigt, landet über kurz oder lang bei einer historisch-vergleichenden Betrachtungsweise, auch, wenn das von ihm vielleicht gar nicht bewusst wahrgenommen wird. Als Soziologe stößt man bei der Inspektion der Geschichte des Faches auf Entwicklungen, die gut etablierten Annahmen widersprechen, mit einem Wort: Man bemerkt Anomalien. In allen drei Dimensionen, die einem bekannten und einflussreichen Sammelband zur Geschichte der Soziologie als Untertitel beigegeben wurden: der sozialen, kognitiven und historischen Identität, weicht die Geschichte bei näherer Untersuchung von vertrauten Mutmaßungen über sie ab (Lepenes 1981).

Einige dieser Brüche meint man, relativ einfach erklären zu können (ich beschränke mich auf Beispiele, die mit der österreichischen Soziologie zu tun haben, unschwer könnte man Ähnliches aus anderen Ländern und jüngeren Zeiten anführen):

- Die nicht stattgefundene Weiterführung des Ansatzes von Ludwig Gumplowicz wird verständlich, wenn man seine Isolation, das Fehlen von Schülern und die zu Missverständnissen und Fehlinterpretationen einladende Terminologie – „Der Rassenkampf“ – ins Kalkül zieht.
- Das abrupte Ende des um die letzte Jahrhundertwende bestehenden trans-nationalen Netzwerkes europäischer Sozialwissenschaftler im „Institut International de Sociologie“ erklärt man unter Hinweis auf den

* Vorarbeiten zu diesem Aufsatz entstanden im Rahmen des FWF-Projekts P-10061-Soz, die Fertigstellung wurde durch einen Forschungsaufenthalt an der London School of Economics im Rahmen des European Union Social Science Information Research Facility (EUSSIRF) Programms ermöglicht.

wachsenden Nationalismus, der sich rund um den Ersten Weltkrieg unter Wissenschaftlern ausbreitete.

- Die unterbliebene Fortsetzung der wissenssoziologischen Bemühungen von Wilhelm Jerusalem wird plausibel, wenn man dessen marginale Position im Universitätssystem und den frühen Tod seines vielversprechendsten Schülers, Ernst Grünwald, bedenkt.
- Die Diskontinuitäten, die im Gefolge der Machtübernahme durch den Faschismus in Italien, die Zerstörung der parlamentarischen Demokratie durch den Ständestaat in Österreich und die Machtergreifung der Nazis und deren zeitweilige Eroberung Kontinentaleuropas ausgelöst wurden, scheinen hinsichtlich der Ursachen leicht, hinsichtlich der Folgen im Bereich des Wissenstransfers, der erzwungenen Migration relevanter Teile des wissenschaftlichen Personal und deren Akkulturation schwieriger, aber im Einzelfall mit ausreichender Plausibilität erklärt werden zu können: Warum allerdings so viele emigrierte Österreicher, vor allem in den USA, glänzende Karrieren machten, kann man mit dem Faktor Vertreibung nicht mehr erklären.

Wissenschaftshistorische Episoden und Epochenbrüche, wie die eben zitierten, lassen sich verstehen, wenn man die wissenschaftslogischen Ansprüche an Erklärung nicht allzu rigoros interpretiert. Vertraute Muster aus der Physiologie, der Ideologiekritik, der Kulturgeschichte und natürlich auch der Soziologie selbst zieht man heran, um sich Klarheit zu verschaffen: Der Tod, die Macht der Ideen, kulturelle Milieus und soziale Strukturen gehen in Erklärungen ein oder bilden diese. Vor allem aber lässt sich die Abfolge der Ereignisse in traditionell historiographischer Manier erzählen. Mit einer Mixtur aus Versatzstücken systematischer Theorien und breitflächiger Erzählung begnügten sich die meisten Autoren bisheriger Geschichten der Soziologie.

Abweichende Fälle

Weitaus größere explanatorische Schwierigkeiten werfen hingegen Phänomene wie die folgenden auf:

- Warum können wir ohne langes Nachdenken eine recht stattliche Zahl von auch noch heute lesenswerten Veröffentlichungen anführen, die in Österreichs Erster Republik entstanden sind,¹ obwohl deren Verfasser

durchwegs keine Positionen im universitären Wissenschaftssystem innehatten, durchaus über keine befriedigende materielle Ausstattung verfügen konnten und deren formelle Qualifikation nicht nur nach heutigen Standards defizitär war?

- Warum waren unter den exilierten deutschsprachigen Soziologen der damals mittleren Generation die aus Österreich stammenden in den Niederlassungsländern erfolgreicher als ihre „reichsdeutschen“ Kollegen?
- Warum findet man – mit Ausnahme der KZ-Häftlinge Benedikt Kautsky und Eugen Kogon – keine Veröffentlichungen „dagebliebener“ Soziologen über das Nazi-System, während gerade Emigranten zu den Wegbereitern der Totalitarismusanalyse zählten?
- Wie lassen sich Konjunkturen von Forschungsthemen – z. B. die Masse und ihre Aktionen, die Armut und ihre Wurzeln, die Gruppe und die in ihr wirkenden Kräfte – und das Gegenstück zur Konjunktur, die zeitweilige Ignoranz von Sozialwissenschaftlern gegenüber Themen, die im breiteren Publikum als Problem wahrgenommen wurden, erklären – z. B. Juden und Antisemitismus, das Überleben in Diktaturen oder die Emanzipation der Frauen?
- Warum waren österreichische Sozialwissenschaftler nach 1945 fast ausnahmslos unfähig, die von der Rockefeller Foundation und der Ford Foundation angebotenen Forschungszuschüssen entgegenzunehmen und damit die brach liegende Forschung aufzumöbeln, während ihre westdeutschen Kollegen bei der Akquisition von Stiftungsgeldern keine Probleme hatten?

Das sind mehr Fragen als im Folgenden im Detail behandelt werden können. Einige der angeführten Beispiele lassen sich mittels genuin soziologischer Begriffe, Hypothesen und Theorien behandeln: Themenwahl und Wandel von Forschungsinteressen; innerwissenschaftliche Ressourcenverteilung, Prestigeordnung und Statuszuweisungssystem; Entdeckung, Mehrfachentdeckungen und Wiederentdeckung; Interdependenz zwischen dem Subsystem Wissenschaft und anderen sozialen Teilsystemen. Wie man unschwer erkennen kann, sind das Konzepte, die Robert K. Merton eingeführt hat.

Sich heute auf Merton und seine Beiträge zur Wissenschaftssoziologie affirmativ zu beziehen, ist hilflos altmodisch. Figuriert er doch nur noch als (einer der) Begründer der Wissenschaftssoziologie, dessen Werk heute in Lehrbüchern und Literaturreferaten im Präteritum referiert zu werden

pfllegt, falls er überhaupt noch erwähnt wird (Knorr-Cetina 1991, Serres 1994, Felt, Nowotny und Taschwer 1995, Jasanoff 1995, Nowotny und Taschwer 1996). Beim Verschwinden Mertons handelt es sich – zumindest im deutschen Sprachraum – allerdings nicht um das von ihm selbst identifizierte Muster *obliteration by incorporation* (Tilgung durch Aneignung, Merton 1988, vgl. Merton 1987b, Sica 1998). Als *OBI* bezeichnet Merton die Veralltäglichere der kognitiven Beiträge älterer Autoren, deren Leistungen so selbstverständlich geworden sind, dass sie nicht mehr zitiert zu werden brauchen, ja dass man häufig gar nicht mehr weiß, wer ursprünglich der Autor einer These, Forschungsmethode oder eines Begriffs war. Der Prozess, der dazu führt, dass aufgrund angesammelten, aufeinander aufbauenden und wohl integrierten Wissens heute „kleine Lichter . . . Probleme lösen können, die große Geister früher nicht zu lösen vermochten“ (Merton 1981, 47), finde sich häufiger in den Naturwissenschaften, in der Soziologie sei er „immer noch selten“ (Merton 1981, 57).

Während also auf eine explizite Bezugnahme auf Merton innerhalb der deutschsprachigen wissenschaftssoziologischen Literatur weitgehend verzichtet wird – und das heißt zugleich, dass seinem Werk die Qualität, Anregungspotential zu sein, abgesprochen wird –, diffundierten von Merton kreierte Begriffe und Forschungstechniken in die gehobene Alltagssprache und in angrenzende Wissenschaften. In einer unter Zuhilfenahme von Datenbanken durchgeführten Inhaltsanalyse US-amerikanischer Tageszeitungen haben Merton und Wolfe (Merton and Wolfe 1995) zeigen können, welche soziologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Ausdrücke veralltäglicht wurden. Zu den am häufigsten verwendeten ursprünglich in einem sozialwissenschaftlichen Kontext formulierten Termini zählen *lifestyle* (Alfred Adler), *role model* (Merton), *standard of living*, *dysfunctional* (Merton), *underclass*, *peer group*, *self-fulfilling prophecy* (Merton). Einen analogen Fall von *OBI* findet man in der Diffusion der Befragungstechnik *focussed interview* zu den heute im englischsprachigen Raum weit verbreiteten *focus-group*-Techniken (Merton et al. 1990, Merton 1987a, Morrison 1998).

Die Nichtwahrnehmung – oder soll man sagen Verdrängung? – des mertonschen Werkes durch die folgende Generation von Wissenschaftssoziologen – symbolisiert im Wechsel des Namens der Spezialdisziplin Wissenschaftssoziologie/sociology of science zu Wissenschaftsforschung/social studies of science – läßt geradezu dazu ein, zwanzig Jahre

nach der Fallstudie von Cole und Zuckerman, „The Emergence of a Scientific Speciality: The Self-Exemplifying Case of the Sociology of Science“ (Cole and Zuckerman 1975), eine Fortsetzung unter dem Titel „The Disappearance of Merton: An Exemplifying Case Study of Competition as a Cultural Phenomenon“ zu schreiben; das muss einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Nur so viel vorweg: Mitte der 70er Jahre schrieben die beiden Schüler Mertons eine Geschichte der Wissenschaftssoziologie unter der stillschweigenden Annahme, es handle sich (auch) bei ihr um eine (Teil-)Disziplin, die dem Muster kumulativen Wissenszuwachs folgen würde; heute müsste man die weitere Geschichte der Wissenschaftssoziologie wohl stärker unter dem Gesichtspunkt der Diskontinuität schreiben und hervorheben, wie und warum Forschungsprogramme, deren Fruchtbarkeit noch keineswegs erschöpft war, beiseite geschoben und durch Applikationen modischer Versatzstücke aus anderen Sozialwissenschaften ersetzt wurden.²

Ein wichtiger Grund, der einer genaueren Untersuchung wahrscheinlich stand halten würde, ist, dass ein willkommenes Nebenprodukt einer revolutionären Attitüde darin zu sehen ist, dass man sich mit der pauschalen Verdammung einer ganzen Richtung auch erspart, sich deren kognitiven Gehalt en detail anzueignen. Die Bankrotterklärung von geistigen Konkurrenten hat gegenüber dem realen Bankrott von ökonomischen Kontrahenten nämlich den unleugbaren Vorteil, dass sie ausgerufen werden kann, ohne dass der Gang zum unabhängigen Konkursrichter nötig ist. Gegnerische Unternehmen im Feld der Wissensproduktion müssen nicht niederkonkurriert werden, man kann ihr Ende einfach verkünden und darauf hoffen, dass einem Glauben geschenkt wird. Das Fehlen eines für beide Seiten gültigen Tauschmediums macht es ideellen Unternehmern um vieles leichter zu reüssieren: Sie müssen nur Anhänger finden, keineswegs Käufer vom höheren Gebrauchswert ihres Gutes überzeugen.

Die eingangs erwähnten Beispiele weisen jenseits aller idiographischen Besonderheiten die Gemeinsamkeit auf, dass sie zum Stellen von Fragen einladen, weil der besondere Fall gewissermaßen als Anomalie, als Abweichung von einem stillschweigend zugrunde gelegten Normalfall der Entwicklung betrachtet wird. Im Umfeld von Paul Lazarsfeld wurde dafür die Dateninterpretationstechnik der „deviant case analysis“ entwickelt (Lazarsfeld and Rosenberg 1955). Dabei ist der Interpret angehalten, jene Fälle, die aus dem sich bei einem ersten analysierenden Durchgang aufdrängendem Muster hinausfallen, genauer zu betrachten und sie

nicht hinweg zu erklären. Zusätzliche erklärende Faktoren, die vorher nicht in Betracht gezogen worden wären, könnten so gefunden werden; die Messinstrumente zur Identifizierung abweichender Fälle könnten verfeinert werden. Die genauere Analyse der Abweichungen würde mehr über die Standardentwicklung zu sagen versprechen. Die Verwandtschaft zu Barney Glasers und Anselm Strauss' „theoretical sampling“ (Glaser and Strauss 1967) liegt auf der Hand; die Differenz liegt darin, dass Lazarsfelds Methodologie zuerst eine große Zahl von Fällen erfasst und danach die *deviant cases* identifiziert, während Strauss sukzessive kontrastierende Fälle sucht, um so (rasch) zu einer Sättigung der Stichprobe zu gelangen. Während jener also erst nach Abschluss der Datenerhebung zu sagen in der Lage ist, welche Fälle als abweichend gelten, muss dieser schon über hinreichende Vor-Erfahrung mit dem zu untersuchenden Feld verfügen, um ein Gefühl für die jeweils real möglichen (und nicht nur die denkmöglichen) Kontrastfälle entwickeln zu können.

Neben den Anomalien, die bestimmte historische Verläufe aufweisen, besteht eine allgemeinere Anomalie der Soziologie darin, dass in ihr bislang die Problematik des abweichenden Verhaltens von Wissenschaftlern nicht zum Thema wurde. Seit Durkheim nehmen Soziologen an, dass Abweichung ein normales Phänomen ist, dass es kein intrinsisch Böses gibt, dass die Strafe vor allem auf die anständigen Menschen wirken soll und deren Solidarität verstärken hilft, dass als kriminell gilt, was wir missbilligen, und nicht umgekehrt. So generell formuliert spricht nichts für die Annahme, dass es, obwohl es Abweichung in der Gesellschaft gibt, kein abweichendes Verhalten in einem Teil derselben gäbe. Wenn Devianz ein ubiquitäres Phänomen ist, dann sollte es sich auch in den ausdifferenzierten Teilbereichen einer Gesellschaft, beispielsweise den (Sozial-)Wissenschaften, finden lassen.

Polemiker als Abweichler

Die eingangs erwähnten Abweichungen von einer angenommenen Normalentwicklung des Faches eignen sich nicht, um dem Phänomen Devianz in der Soziologie auf die Spur zu kommen, weil die Annahme, „Sonderwege“ seien als solche von nonkonformistischen Akteuren beabsichtigt gewesen, keinen Sinn macht. Eine Abweichung, die nur der

Post-hoc-Betrachter festzustellen vermag, weicht von unseren impliziten Annahmen über das Wesen der Abweichung in charakteristischer Weise ab. Im normalen sozialen Leben wissen wir im Augenblick, in dem etwas als abweichend klassifiziert wurde, dass es sich um Abweichung handelt; wir brauchen nicht auf einen Historiker zu warten, der uns im Nachhinein erklärt, dass der tatsächlich eingeschlagene Weg als *deviant case* anzusehen sei. Das ist nicht zuletzt deswegen so, weil die *deviant case analysis* seltene Fälle behandelt.

Es sträubt sich etwas dagegen, beispielsweise den Mainstream als abweichend zu bezeichnen: Die Vorherrschaft des so genannten Struktur-funktionalismus in den 50er und 60er Jahren wurde von verschiedenen Autoren heftig attackiert; keiner von ihnen wäre aber wohl auf die Idee verfallen, sie als *deviant* zu klassifizieren. Allerdings sind Kritiken, die dem jeweiligen Mainstream vorhalten, die Idee der Soziologie verraten zu haben oder die wahre Aufgabe der Soziologie verfehlt zu haben, nicht sehr weit davon entfernt. Sie tragen allerdings schwer an der selbst auferlegten Bürde – zu wissen, was die eigentliche Mission der Soziologie sei. In den Fällen, in denen diese Außenseiter Gehör finden, treffen sie offenbar einen blank liegenden Nerv. Interessanterweise nehmen die Mitglieder der Zunft ja nur dann solche Fundamentalkritiken wahr, wenn sie entweder von Autoren mit einer nicht bezweifelbaren Reputation oder von Mächtigen stammen, die der Disziplin und ihrem Wohlergehen Schaden zufügen könnten, seien es nun Premierminister wie Frau Thatcher, die erklärt, das Objekt der Soziologie, die Gesellschaft, gebe es nicht, sie kenne nur Individuen und Familien, oder seien es Journalisten, die an prominenter Stelle das Existenzrecht der Soziologie in Frage stellen.

Lassen wir die Zurufe von außen beiseite, dann bleiben die Außenseiter-Kritiker als Kandidaten für Abweichende. Die deutschsprachige Soziologie des ersten Drittels des 20. Jahrhunderts liefert eine große Zahl solcher Apostel des wahren soziologischen Glaubens: Sombarts Neo-Soziologie, von Wieses Beziehungslehre, Spanns Gesellschaftslehre und Rothackers Volks-Soziologie mögen als Hinweis auf letztlich gescheiterte Neubegründungen des Faches genügen. Aber auch später wurden von Autoren mit weniger vergänglicher Reputation Fundamentalkritiken vortragen. C. Wright Mills' Rundumschlag aus 1959, George C. Homans' „Bringing men back in“ und Alvin W. Gouldners Plädoyer für eine andere Soziologie können hier ebenso angeführt werden wie die von der Ortsbestimmung zur Anti-Soziologie weiterentwickelte Abrechnung Schelskys

mit seinem (früheren) Fach oder Tenbrucks Verdikt, das man in Anlehnung an Karl Kraus wohl dahingehend charakterisieren kann, dass er die Soziologie für das Übel hält, als dessen Lösung sie sich ausbebe. Jeder der hier Angeführten hatte zumindest zeitweilig in der Soziologie einen Status inne, der es anderen Mitgliedern geraten erscheinen ließ, diese Kritiken nicht als völlig irrelevant abzutun; einige dieser Kritiker findet man ja immer noch in Lehrbüchern und anderen profanen Predigtbüchern breit behandelt.

Bei aller Unterschiedlichkeit der Personen und Thesen wird man nicht so weit gehen, diese Außenseiter als Deviante zu klassifizieren. So lange sie ihrem eigenen Anspruch nach noch zur Disziplin sprachen, wurden sie – zumindest von den Gütigeren unter ihresgleichen – als Peers akzeptiert. Kann man diese Fälle mit dem auf die Psychologie gemünzten Wort Karl Bühlers charakterisieren, dass viele Schulen im großen Haus der Soziologie Platz fänden? (Bühler 1927) Solange die soziologischen Bezugspersonen den Eindruck haben, es handle sich bei dem, was diese Außenseiter schreiben, um ernsthafte Bemühungen der Suche nach der richtigen Gestalt der Soziologie, scheint ihnen der Platz im gemeinsamen Haus jedenfalls nicht streitig gemacht und ihr Tun zumindest hingenommen zu werden.

Für die Identifizierung soziologischer Devianz hätten wird damit ein erstes Kriterium gewonnen: Solange jemandem der Platz in der Disziplin nicht bestritten wird, kann es sich zwar um einen Außenseiter handeln, nicht aber um einen Devianten. Als Korollar, als Nebenprodukt dieser Ableitung, ließe sich formulieren, dass solange ein Autor sich selbst als zur Disziplin Soziologie gehörig betrachtet, wird ihm in Grenzen Gehör geschenkt, er wird höchstens marginalisiert, aber nicht ausgestoßen.

Wenn sich in Pamphleten, wie den zitierten, gelegentlich die Behauptung findet, dieser oder jener Autor liege falsch, führe die Disziplin in die Irre oder vertrete eine unrichtige Ansicht, dann wird man das nicht für bare Münze nehmen dürfen. Die Polemiken der Außenseiter gewinnen ja nur dadurch Resonanz, dass sie eine radikale Sprache führen und diese bei anderen herausfordern, ihre Verdikte sind nicht die eines Gerichtshofes oder einer Ethikkommission.

Kommissare etikettieren Abweichung nicht

Während Kontroversen der Art essentiell daran gebunden sind, in aller Öffentlichkeit geführt zu werden – der Angreifer hat ein Interesse an einer möglichst großen Leserschaft, und die Verteidiger kommen ihm entgegen, indem sie auf ihn reagieren und ihm so Prestige zukommen lassen, zumindest das eines ernst genommenen Diskussionspartners –, finden andere Beurteilungen in exklusiveren Zirkeln statt. Regelmäßig befinden Kollegen über die Arbeiten anderer, oft künftiger Kollegen. Prüfungs- und Habilitationskommissionen, Gutachterätigkeit für Fonds, Zeitschriften und Verlage, Berufungs- und Findungskommissionen sind formelle Foren, auf denen verhandelt und entschieden wird, ob und wer Förderung erfahren soll und aus welchen Gründen.³

Das Ausmaß, in dem diese vertraulichen Gremien über die soziale Gestalt der Soziologie entscheiden, steht verkehrt proportional zu ihrer Transparenz. Berechtigung und Grenzen der Blind- oder Doppelblindurteile wurden und werden diskutiert (Clemens et al. 1995), gelegentlich wird sogar die Institution der Privatsphäre zu ihrer Verteidigung ins Treffen geführt oder die Sicherung eines als nötig erachteten Vertrauensklimas zur Rechtfertigung herangezogen. Insofern die Urteile solcher Kommissare von lokalistischen Rücksichtnahmen gekennzeichnet sind, interessieren sie hier nicht, obwohl man bezweifeln wird können, ob Kommissare diese Distinktion immer im ausreichenden Maße beachten. Die oft beklagte Austauschbarkeit von Begründungen, die schiere Kraft des rhetorischen Urteils eines Statushohen müssten im Einzelfall studiert werden. Für den vorliegenden Argumentationszusammenhang nehmen wir an, dass es möglich sei und dass eine ausreichende Zahl von Kommissaren gewillt sei, von ihren lokalistischen Bindungen abzusehen und ein Urteil zu fällen, das universalistischen Kriterien genügt. Dann stellt sich die Frage, welche Kriterien denn benutzt werden, um beispielsweise zwischen Konkurrenten um – nehmen wir simple Beispiele – einen Förderungspreis zu entscheiden oder die Publikationsunwürdigkeit eines eingereichten Aufsatzes zu beurteilen. Die Frage richtet sich nicht darauf, wer den Preis oder Platz bekommt, sondern wie jene ausgeschieden werden, die als unwürdig angesehen werden. Obwohl valide Daten hier Mangelware sind, wird man argumentieren können, dass in solchen Wettbewerben den Schlechtesten am wenigsten Aufmerksamkeit zuteil wird. Mangelnde Forschungserfahrung, eine spärliche Liste von Veröffentlichungen, ein unori-

ginelles Design, eine Affiliation mit niedrigem Prestige – in aller Regel scheinen Urteile relativ zum Pool aller Bewerber ausreichend zu sein, um jemanden auszuschließen. Kaum nötig ist es dagegen, die Leistung eines unwürdigen Kandidaten dadurch zu qualifizieren, dass man sich als Kommissar der Anstrengung unterzieht, ihm Fehler vorzurechnen. Sieger solcher Wettbewerbe sind meist Personen, deren bisherige Leistungen künftigen Erkenntniszuwachs zu versprechen scheinen. „Viel versprechend“ ist das in Kommissionen vermutlich am häufigsten verwendete, lobende Vokabel. Den Verlierern muss man hingegen nicht zum Schaden auch noch den Spott detaillierter Kritik nachwerfen. Ein Gedankenexperiment kann diesen Punkt illustrieren: In einer nur für diesen Zusammenhang wünschenswerten Welt vollständiger Transparenz der Arbeit aller Kommissionen sollten sich einige Bewerber identifizieren lassen, die immer und überall durchgefallen sind. Es bliebe empirisch festzustellen, ob es sich bei diesem Personenkreis um soziologische Querulanten, wirklich Unwürdige oder um jene Überproduktionsmenge handelt, die einer unzureichenden Zahl von Positionen gegenübersteht. Nichts spricht jedoch dafür, dass sich der „Bodensatz“ erfolgloser Bewerber aus den der Devianz Überführten zusammensetzt.

Wenn kritisierende Außenseiter als Kandidaten für Devianz in der Soziologie nicht in Frage kommen und in Urteilen von Kommissaren die Feststellung von Devianz keine Rolle spielt, wo dann kann man deviante Soziologen finden? Oder gibt es gar keinen sozialen Ort, an dem in der Soziologie über Deviante befunden wird?

Drei Orte scheinen geeignet zu sein, daraufhin untersucht zu werden. Da ist einmal der amorphe Ort, an dem informelle Gespräche stattfinden; Kongresse stehen im Geruch, dass dort Verabredungen stattfinden und außerhalb des formellen Programms die eigentliche Bühne der Meinungsbildung zu suchen sei, Zugfahrten, und neuerdings natürlich Flüge, dauern lange genug, um ins Gespräch zu kommen, und der notorische Gasthaustisch hat schon über manche Person Gericht gehalten. Der informelle Charakter all dieser Begegnungen eignet sich hervorragend zum Austausch von Gerüchten und Tratsch. Zu den konstitutiven Bedingungen des Tratsches gehört die Anprangerung der Schwächen und Nachlässigkeiten anderer. Doch Devianz wird dort höchstens als unterhaltsame Anekdote wiedergegeben, wenn berichtet wird, wie dieser oder jener es sich wieder einmal einfach gemacht habe oder gerichtet hätte. Selbst wenn es richtig wäre, dass der überwiegende Teil der Devianz thematisierenden Kommu-

nikation an solchen Orten stattfindet, und wenn es auch zutreffend sein dürfte, dass massierter Tratsch über Einzelne deren Berufschancen tangiert, eignen sich diese flüchtigen Gespräche aus einem systematischen Grund nicht dafür, abweichendes Verhalten festzuschreiben. Sie erman-geln eines Sanktionsmechanismus, der über den der informellen Ausschließung jemandes aus dem Kreis derer, mit denen man tratscht, hinausreicht. Informeller Gedankenaustausch über Zunftmitglieder dient der Bildung von *in-groups* und *out-groups*, aber nicht der Feststellung von Devianten. Getratscht wird über vermutete primäre Devianz, und alle Beteiligten wissen darum (oder sollten darum wissen), dass erst das Auftreten einer institutionalisierten Instanz, die ein Urteil zu sprechen legitimiert ist, aus Devianzvermutung Devianzzuschreibung macht.

Ein traditioneller Ort, an dem solche Urteile in institutionalisierter Form gefällt werden, sind Rezensionen. Kompetente Fachgenossen urteilen auf knappem Raum über die Leistungen anderer. Neben die ursprüngliche Funktion der kollegialen Kritik trat in den letzten Jahrzehnten immer deutlicher eine andere: Wegen der kaum mehr überschaubaren Menge an Veröffentlichungen wuchs der Rezension immer stärker die Aufgabe der Information zu. Die Redaktionen der mittlerweile in vielen Disziplinen vorhandenen, ausschließlich Besprechungen von Neuerscheinungen gewidmeten Zeitschriften treffen eine Vorauswahl darüber, was der Kollegenschaft als wahrnehmenswert empfohlen werden soll, die Rezensionen dienen dann der Leserschaft als Orientierungshilfe, ganz wie die „Abstracts“ verschiedener Disziplinen nicht der kritischen Beurteilung, sondern der Informationsreduktion gewidmet sind. Dadurch verlor die Rezension zum Teil die Funktion der kritischen Diskussion und damit zugleich die Möglichkeit, steuernd auf die weitere Entwicklung des Faches zu wirken. Die wenigen empirischen Untersuchungen über diese Institution, die es gibt, sind in ihren Urteilen ambivalent (Merton 1973, Kap. 21, Hartmann und Dübbbers 1984, vgl. Clemens et al. 1995). Weil ich mich auf keine systematische Analyse stützen kann, kann ich nur Eindrücke jahrelangen Lesens von soziologischen und anderen Rezensionen wiedergeben. Mir scheint, dass der Anteil der Besprechungen, in denen die Evidenz der Argumentation des zu besprechenden Autors untersucht wird, im Abnehmen ist, falls es sie in irgendeiner goldenen Zeit der Soziologie denn überhaupt gegeben hat. Jedenfalls gilt dieses Urteil im Vergleich mit anderen Disziplinen. Die verschiedenen, sozusagen nationalen Organe der Soziologie, wie die *Österreichische*, die *Schweizer Zeit-*

schrift, Acta Sociologica u. a., drucken derart wenige Rezensionen, dass allein schon die geringe Zahl als Indikator für die Schwäche der Institution Rezension genommen werden kann. Vergleicht man den Anteil, den der Rezensionsteil heute in einer der genannten Zeitschriften einnimmt, beispielsweise mit älteren Zeitschriften, wie dem *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* oder der *Zeitschrift für Sozialforschung*, wird augenscheinlich, dass früher ein größerer Anteil der Neuerscheinungen in Form von Rezensionen beurteilt wurde.

Für die Suche nach der Devianz können wir als zweites Kriterium festhalten, dass die institutionalisierten Foren der Beurteilung von Kollegen und deren Arbeiten durch lokalistische Rücksichten geschwächt (im Fall von Karriereentscheidungen), wegen des informellen Charakters irrelevant (im Fall des Tratsches) oder durch abnehmende Zentralität (Rezensionen) gekennzeichnet sind. Sie sind daher nicht geeignet, als Medien für die Zuschreibung von Devianz zu fungieren.

Unethisches Handeln von Wissenschaftlern

Anfang der 90er Jahre musste man als deutschsprachiger Soziologe den Eindruck gewinnen, dass es um die Moral der Kollegenschaft schlecht bestellt sein müsse, erließen doch innerhalb kurzer Zeit Berufsverbände von Soziologen so genannte Ethik-Kodizes (1992 bzw. 1994). Entgegen einer nahe liegenden Vermutung handelte es sich in beiden Fällen jedoch keinesfalls um eine Art Anlassgesetzgebung, sondern um den wissenschaftlich aufschlussreichen Fall einer interkulturellen Diffusion von Normen – und um kollektives Flagellantentum, mit der dabei immer auch auftretenden moralischen Überhöhung der Eigengruppe.

Der historische Ausgangspunkt dürfte im Umfeld der Rebellion der späten 60er Jahre zu suchen sein, als das soziologische Establishment – das gerade seine eigene Nützlichkeit zelebrierte (Lazarsfeld et al. 1967) – bezichtigt wurde, seine Forschung in den Dienst dunkler Mächte gestellt zu haben. In Ermangelung realer Bösewichte mussten Popanze in Dienst genommen werden. Der berühmteste und langlebigste war das so genannte *Project Camelot*, ein letztlich nicht realisierter Versuch des US-Verteidigungsministeriums, Sozialwissenschaftler für die Erforschung von Aufstandspotentialen in Südamerika zu gewinnen.⁴ Es dient für lange Jahre

Lehrbüchern der Soziologie und empirischen Sozialforschung als Illustration der „Anfälligkeit der Sozialwissenschaften“ (Amann 1987, Friedrichs 1973). Ins soziologische Kollektivbewusstsein abgesunken überlebte die Idee der potentiellen Gefährlichkeit sozialwissenschaftlichen Forschens die Jahre und erlebte Ende der 80er Jahre in der *American Sociological Association* eine Art Wiedergeburt in Form eines Code of Ethics (vgl. Greenwald 1992), der wenig später in Deutschland und Österreich Nachahmer fand. Nun standen aber nicht mehr übel beleumdete Auftraggeber, die blauäugigen Sozialwissenschaftlern überhöhte Honorare für böse Zwecke offerierten, im Zentrum der Normierungsbemühungen, sondern recht abstrakt „discovery, creation, transmission, and accumulation of knowledge and the practice of sociology“, die „ethical considerations and behavior at every stage“ erforderlich machten (ASA Code of Ethics, 1989, Preamble).

Die Proponenten der Ethik-Kodizes und -Kommissionen scheinen darauf verzichtet zu haben, vor der Erlassung von Vorschriften das Ausmaß an Normbruch in der Soziologie festgestellt zu haben. Während in den Naturwissenschaften und vor allem der Medizin der Stellenwert derartiger Normierungen leicht einzusehen ist – vor allem die in den soziologischen Kodizes an zentraler Stelle platzierten Rechte der Untersuchten sind dort fraglos von Bedeutung –, unterblieb in der Soziologie der Nachweis einer Regelungsnotwendigkeit.⁵ Auch die bisher veröffentlichten Stellungnahmen der deutschen und der österreichischen Soziologie-Ethikkommissionen lassen Zweifel aufkommen, ob die Bedeutung, die den Ethik-Kodizes zugeschrieben wurde, wenigstens von den Zunftgenossen geteilt wird. Oder es gibt so wenig Devianz, dass sich die dafür eigens errichtete Kommission mangels Delinquenten mit Belanglosigkeiten herumschlagen muss, um nicht unbemerkt wieder von der Bildfläche zu verschwinden?

Mit Blick auf die Wissenschaften insgesamt fällt es kompetenten Autoren (Zuckerman 1984; Zuckerman 1988) relativ leicht anzugeben, was als harter Fall von abweichendem Verhalten zu klassifizieren sei: *Betrug* verstanden als Präsentation von Forschungsergebnissen, die nicht gefunden, sondern erfunden wurden. An historischen und aktuellen Illustrationen dazu besteht kein Mangel (Grafton 1991, Corino 1996, Gould 1988, Gould 1991, Broad and Wade 1982, Trocchio 1994, Dewdney 1998). Gelegentlich wird die Frage gestellt, wie häufig bzw. wie typisch derartige Fälle von Fälschungen sind (so auch von Merton 1942, wieder in: Merton

1973, Kap. 14). Sie kann hier unerörtert bleiben, weil es ja nur darum geht, plausibel zu machen, dass es eine Klasse von Handlungen gibt, die Wissenschaftler setzen (könnten) und die als Betrug klassifiziert werden müssten. In unmittelbarer Nähe zum Betrug wäre das *Plagiat* zu sehen, also die Präsentation fremder Texte als eigene. Die in der Literatur angeführten wenigen Fälle von Betrug in den Sozialwissenschaften im weitesten Sinne stammen aus den Disziplinen, in denen materielle Überreste eine große Rolle spielen („Pildown“, vgl. dazu: Gould 1991) oder aus der Intelligenzforschung an Zwillingen, wo Cyril Burt mit seinen Fälschungen traurige Berühmtheit erlangte. Sozialwissenschaftliche Plagiatsfälle sind hingegen bislang kaum dokumentiert, sieht man von den gelegentlich entdeckten abgeschriebenen Dissertationen hier ab. Die geringe Zahl an sozialwissenschaftlichen Plagiaten dürfte auch damit zusammenhängen, dass in den Sozialwissenschaften ständig Ideen anderer – unter Angabe der Quelle oder auch ohne solche – wiedergegeben werden und daher die Demarkationslinie zwischen Referat und Plagiat verschwommen ist. Bedenkt man dann noch, dass es durchaus im Interesse einiger Autoren liegt, ihre Ideen distribuiert zu sehen, auch wenn der Name des „Erstformulierers“ nicht angegeben wird, weil sie zu Recht annehmen dürfen, dass der „Matthäus Effekt“ (Merton 1973 Kap. 20, Merton 1988, Merton 1995) ihnen letztlich zur Hilfe kommt, hätte man einen systematischen Grund identifiziert, der die geringe Zahl von Plagiatsvorwürfen in den Sozialwissenschaften erklären helfen könnte.

Es ist offensichtlich, dass in den Fällen von Betrug und Plagiat Analogieschlüsse aus dem Bereich der Wirtschaft und des Rechtssystems auf das Feld der geistigen Arbeit gezogen werden. Vorausgesetzt wird dabei, dass es individuelle Akteure mit verbrieften Rechten auf die von ihnen produzierten (oder legitim angeeigneten) Güter und einen institutionalisierten Markt gibt, auf welchem diese getauscht werden. Im Fall der Wissenschaften mutiert der Besitz an Gütern zum Besitz an Erstentdeckungsrechten (Merton 1973, Kap. 14). Natürlich gäbe es in einer Gesellschaft mit Kollektiveigentum aus begrifflichen Gründen kein Plagiat, wohl aber könnte es in einer derartigen utopischen Gemeinschaft Betrug geben, weil zwar alles allen gehört, dennoch jeder, der einen Teil zum Gemeineigentum beiträgt, diesen gemäß der gültigen Regeln produziert haben sollte.

Insoweit kein Weg daran vorbei führt, dass wir in einer Gesellschaft leben, die Eigentumstitel kennt, und das auch noch auf absehbare Zeit so bleiben wird, spricht nichts dafür, dass sich das Subsystem, in dem Wis-

senschaftler handeln, von dieser normativen Rahmung frei machen könnte. Sie können sie bestenfalls transformieren. Tatsächlich existiert ja eine den Bedingungen der Wissenschaften angepasste Eigentumsordnung, über die u. a. Merton ausführlich geschrieben hat (z. B. Merton 1973, Kap. 19).

Eine schwächere, aber zugleich raffiniertere Formen der Devianz besteht im partiellen Fälschen. Das *Frisieren* von Daten lässt sich zweifellos schwerer nachweisen als die Verbreitung vollständiger Fälschungen. Für die Sozialwissenschaften lässt sich vermutlich sogar argumentieren, dass partielle Fälschungen gar nicht entdeckt werden können, weil zwei Bedingungen den „Frisieren“ zugute kommen: Zum einen fehlt ein funktionales Äquivalent zum Laborbuch der Naturwissenschaftler, in dem bekanntlich jeder Schritt eines Experiments dokumentiert werden sollte, damit der Forschungsprozess von anderen überprüft und nachvollzogen werden kann. Es ist völlig unklar, woraus ein sozialwissenschaftliches Laborbuch bestehen sollte, wenn es denn eingeführt werden würde. Zweitens würde es das Frisieren von Daten nicht aufdecken können, weil die Forderung nach strikter Replikation jedes einzelnen Schritts sozialwissenschaftlicher Forschung wegen der Besonderheit des Gegenstandsbereichs nicht erhoben werden kann. Während man im Fall von Befragungen die tatsächlich nicht Befragten fragen könnte, ob sie jemand befragt hat – allerdings setzt das wiederum die Kooperationswilligkeit und ein Interesse daran voraus, sich an eine so belanglose Episode wie den Besuch eines Interviewers oder ein Telefonat zu erinnern –, sind Beobachtungsprotokolle als völlig fiktiver Text nicht dekodierbar.

Ein instruktives Beispiel aus jüngster Zeit stellt die vermutlich fiktive Autobiografie eines Holocaust-Überlebenden dar, das zeigt, dass Historiker sobald sie das traditionelle Verwaltungsarchiv mit seinen unabhängig von Forschern gesammelten Aktenstücken hinter sich lassen, mit eben jenen Problemen konfrontiert sind, die Sozialwissenschaftlern vertrauter sind: die Fabrikationsmöglichkeit von „own stories“ in Form von traurigen Geschichten (Goffman 1962).

Man kann annehmen, dass die moralische Schwelle, die überwunden werden muss, um Daten zu frisieren, niedriger ist – und folglich öfter übersprungen wird. Die Anthropologie hält jedoch ein instruktives Beispiel bereit, das zeigt, dass der Versuch, jemandem Fehlinterpretationen nachzuweisen, sogar dann scheitern kann, wenn der Nachweis fast gelungen zu sein scheint. Derek Freemans (Freeman 1983, Freeman 1999)

Versuch, die Validität der Samoa-Studie von Margaret Mead in Zweifel zu ziehen, hat jedenfalls die Reputation ihres Werkes nicht zerstören können, sondern nur die Leserschaft in Anhänger Meads und solche Freemans geteilt. Ein vergleichbarer soziologischer Fall ist die Kritik an Whytes Klassiker *Street Corner Society* (Whyte 1996). Der Versuch, Whyte sorglosen Umgang mit den Befragten und Frisieren seiner Daten vorzuwerfen, muss wohl als gescheitert betrachtet werden (vgl. dazu Fleck und Müller 1997, Lindner 1998). In Termini des gesetzten Rechts entspräche dem Frisieren der Daten die Missachtung von Vorschriften über die Zusammensetzung bestimmter Konsumgüter – und der Hinweis auf den oft jahrelangen Streit über Markenartikel zeigt, dass auch in der Welt der einfachen Güter die rechte Mischung der Ingredienzien umstritten sein kann. Konsumentenschützerische Ambitionen innerhalb der Sozialwissenschaften scheinen von vorneherein zum Scheitern verurteilt zu sein, zumindest wenn man postmodernen Autoren wie Norman Denzin Gehör schenkt, für den im Streit um Whyte schlicht nur verschiedene Storys und ihre je eigene Wahrheit zur Debatte standen. (Boelen et al. 1992)

Eine weitere Form von deviantem Verhalten ist mit der Wahrnehmung der Berufsrolle verbunden und den Versuchen, die relative Position gegenüber Kollegen durch unlautere Mittel zu verbessern: Denunziation, Intrige, Verleumdung, Ehrabschneidung, Diffamierung, Diskriminierung und andere Techniken des Mobbing, die Ratgeber für die gehobenen Schichten jüngst aufgelistet haben, die wir aber auch im Überfluss in der Belletristik, nicht zuletzt in der florierenden Produktion der so genannten Universitätsromane beschrieben finden.⁶ In der Welt der gewöhnlichen Ökonomie entsprächen dem die Preisabsprache, die verbotene Kartellbildung, Bestechung und Korruption.

Eine letzte Facette des Mosaiks der Devianz von Wissenschaftlern betrifft den *Missbrauch von Untersuchungspersonen*. Ihn findet man im Bereich der bio-medizinischen Forschung und aller anderen Disziplinen mit Humanexperimenten debattiert. Seit einiger Zeit richten die Berufsorganisationen der Sozialwissenschaftler ihr Augenmerk auch auf die informierte Zustimmung der Forschungsobjekte. Dieses Beispiel scheint von besonderem Interesse zu sein, weil eine naheliegenderweise sinnvolle Idee der mit und an Menschen experimentierenden Disziplinen der Soziologie als normatives Vorbild angedient wird und weil sich daran zugleich zeigen lässt, dass der Schaden, den Sozialwissenschaftler ihren Untersuchungsobjekten zufügen können, unvergleichlich harmloser ist (anders

sieht das: Diamond 1988). Es ist eine grandiose Überschätzung sozialwissenschaftlicher Forschung überhaupt auf die Idee zu verfallen, dass ihre forscherschen Interventionen einen nachweisbaren Schaden hervorrufen könnten. Ein wenig erinnert das ganze Bemühen an die regelmäßig durch die Massenmedien geisternden sagenhaften Geschichten exorbitanter Schadenersatzleistungen, die jemandem im fernen Amerika zugesprochen worden sein sollen. Ähnlich wie in diesen einem Baron Münchhausen zur Ehre reichenden Märchen die vermeintlich Geschädigten, gerieren sich Soziologen in einer Rolle, die ihnen nicht wirklich zusteht: Sie meinen, ihre Disziplin könne, werde sie unsachgemäß praktiziert, bei Untersuchungspersonen bleibenden Schaden hervorrufen. Ich spreche nicht von singulärer Schädigung, die beispielsweise eintreten kann, wenn ein Soziologe vergisst, Namen zu anonymisieren, sondern von dem sozialen Schaden, den eine aus experimentellen Gründen erbetene Unterschrift unter einen ausländerfeindlichen Appell hervorrufen soll. Die geplante Studie wurde als unethisch und sozial gefährlich eingestuft und unterblieb (van den Daele 1998). Bezeichnenderweise haben dieselben Kollegen meines Wissens nicht gegen *Texte* von Sozialwissenschaftlern protestiert, die beispielsweise als willkommene Argumentationshilfe für die Einschränkung sozialstaatlicher Leistungen benutzt werden konnten, weil in ihnen von der „abnehmenden Zentralität der Erwerbsorientierung“ oder dem angeblichen endemischen Missbrauch von Leistungen der Arbeitslosenversicherung zu lesen war (vgl. dazu Zilian 1999). Die von Ethikkommissaren angestrebte Moralisierung der soziologischen Forschungsroutinen zielt auf die Verbannung anrüchiger Praktiken. Dabei wird wieder einmal die sinnvolle Trennung von Entstehungs- und Verwertungskontext ignoriert, weil erst gezeigt werden müsste, dass bei der Datenerhebung bleibender Schaden entstehen kann. Die bedeutsamere Seite der sozialwissenschaftlichen Texte, die einen Beitrag zu einem Meinungsklima zu leisten in der Lage sind und daher – wenn man zu einer dramatischen Sicht der eigenen Welt neigt – jemandem schaden können, wird hingegen routinemäßig ausgeblendet.

Das soziale Leben hält zweifellos die eine oder andere vermeidbare Stigmatisierung sozialer Außenseiter bereit, die zu oft durch gedankenlose Meinungsäußerungen von Sozialwissenschaftlern noch verstärkt werden – dass *sozialwissenschaftliche Datenerhebungsverfahren* zu diesen Diskreditierungen essentiell beitragen könnten, gehört hingegen mit ziemlicher Sicherheit in die Welt der fiktiven Anmaßung einer Gefährlich-

keit einer Disziplin, die sich selbst zu wichtig nimmt.⁷ Ich will nicht so weit gehen zu behaupten, die Soziologie als die Wissenschaft von dem, was sich zwischen Personen abspielt,⁸ könne Einzelne deswegen nie schädigen, aber die flagellantischen Übungen mancher Ethik-Kommissare sollte man als Objekt der Disziplin behandeln. Der Kodex taugt nicht als Knigge und die Kommissare haben nicht die Autorität von Richtern.

Bezeichnenderweise finden sich in den Ethikkodizes gleich neben der informierten Zustimmung der Untersuchungsobjekte Hinweise auf die Rechte von subalternen Mitarbeitern. In der Wirtschaft entsprächen die dort formulierten Normen Phänomenen wie nicht- oder unter-tarifliche Entlohnung. In offenen Wirtschaften wehren sich die so Behandelten üblicherweise durch Gründungen von Gewerkschaften. Deren Inexistenz in den Sozialwissenschaften sagt etwas über die transitorische Rolle der Ausbeuteten und wenig über die Devianz, die hier zur Debatte steht.

Auf der Suche nach der Devianz können wir als drittes Kriterium festhalten, dass die Ethikkommissionen zwar den Versuch darstellen, unethisches Verhalten zu normieren und zu sanktionieren, dass aber die Breite der in Ethik-Kodizes gesetzten Normen deren Anwendung erschwert.

Das Gemeinsame aller bisher besprochenen Varianten möglicher Devianz in den Sozialwissenschaften besteht in der Verletzung eines gesetzten oder auch nur stillschweigend geteilten normativen Musters konformen Verhaltens. Lassen wir die gewöhnliche Bürointrige als unspezifisches Phänomen beiseite, dann haben wir es mit folgendem Fall zu tun: Jemand teilt die institutionalisierten Ziele des wissenschaftlichen Unternehmens – nennen wir hier, der Kürze wegen, nur das Streben nach neuer Erkenntnis und deren durch andere nachvollziehbare Rechtfertigung⁹ –, will sie aber nicht unter Verwendung der als legitim erachteten Mittel erreichen. Das ist der Fall der Innovation in Mertons Typologie der Anpassung. Der Hinweis auf Mertons Interpretation der Anomie führt uns insofern über die bisherige Argumentation hinaus, als in seiner Typologie auch Ritualismus, Rückzug und Rebellion als nonkonforme Fälle angeführt werden. Die wenigen Arbeiten, die sich mit der Frage des abweichenden Verhaltens von Wissenschaftlern beschäftigen, gehen jedoch allesamt von der stillschweigenden Annahme aus, dass die möglichen Formen der Devianz von Wissenschaftlern dem Muster des Betrugs entsprechen – und definitionsgemäß will der Betrüger mit unlauteren Mitteln legitime Ziele erreichen (siehe als Literaturüberblick Stern and Elliott 1997). Eine Erweiterung der Perspektive auf andere anomische Anpassungsreak-

tionen kann uns vielleicht der Devianz von Soziologen näher bringen. Davor ist es aber angebracht, das bekannteste Beispiel einer Festschreibung der normativen Struktur der Wissenschaft ein wenig eingehender zu diskutieren.

Welche Adressaten hat das Ethos der Wissenschaften?

In der wissenschaftssoziologischen Literatur wurde bislang selten die Frage nach Formen und Umfang von deviantem Handeln von Wissenschaftlern gestellt, noch seltener wurde sie kontroversiell debattiert.¹⁰ Ausgiebig thematisiert und diskutiert wurde hingegen die Frage, ob es eine „normative Struktur der Wissenschaft“ gäbe, worin sie bestünde, ob Wissenschaftler ihr Handeln danach orientieren und in welcher Weise sie zum Erkenntnisfortschritt beitrüge. Der Streit darum begann erst in den 70er Jahren als Teil der Opposition gegen die Mertonsche Wissenschaftssoziologie; die erste Formulierung des Ethos der Wissenschaften bzw. einer normativen Struktur der Wissenschaften (diese beiden Ausdrücke werden meist synonym verwendet) reicht aber zurück in die Zeit des Zweiten Weltkriegs und findet sich zuerst in zwei Aufsätzen von Merton: „Science and the Social Order“ (1938b) und „A Note on Science and Democracy“ (1942)¹¹, beide wiederabgedruckt in den drei Auflagen (1949, 1957, 1968) von *Social Theory and Social Structure*.

Der zeitgeschichtliche Kontext wird in beiden Aufsätzen ausdrücklich angesprochen: die Propagierung einer deutschen, i. e. arischen Wissenschaft und der Ausschluss von jüdischen Wissenschaftlern nach 1933. Der Ort, an dem der später berühmtere der beiden Aufsätze erschien, legt nahe, ihn als Teil des „war effort“ amerikanischer Intellektueller zu betrachten, als Beitrag eines US-Soziologen zu einer Debatte, die vor allem die vor den Nazis geflohenen Wissenschaftler bewegte, die aber jemanden, der an Europa mehr als nur interessiert war, um eine euphemistische Formulierung zu verwenden, natürlich auch über ein rein theoretisches Interesse hinaus beschäftigte.¹² Der Aufsatz erschien im ersten Heft des von George Gurvitch herausgegebenen *Journal of Legal and Political Sociology*, das ganz Fragen der Demokratie gewidmet war.¹³

An *Subtext* sind diese beiden frühen Aufsätze Mertons so reich wie die meisten seiner Texte; in den Originalen von 1938 und 1942 finden sich

vor allem in den Fußnoten zahllose Belege dafür, dass der Nazismus und dessen antiwissenschaftliche und antijüdische Kampagnen den Ausgangspunkt bildeten, die Autonomie des wissenschaftlichen Unternehmens gegen Einflüsse von außen zu begründen (vgl. Merton 1990, 339). Gegen die in Nazi-Deutschland staatlicherseits verordnete und betriebene Ausgrenzung jüdischer Wissenschaftler und deren Forschungen als zugleich undeutsch und unwissenschaftlich richtet sich Mertons Argumentation, die zeigen will, dass es einen Zusammenhang zwischen der für den Erkenntniszuwachs notwendigen Autonomie des Wissenschaftssystems und einer demokratischen Verfassung gibt. Nur demokratisch verfasste Gesellschaften böten hinreichend Platz für freie Forschung. Wenn Wissenschaftlern qua staatlich legitimer Ideologie verboten wird, die Beiträge bestimmter Kollegen zu rezipieren, füge das politische System dem Wissenschaftssystem dauernden Schaden zu. Insoweit Wissenschaftler selbst diesen partikularistischen Normen folgen, verletzen sie innerwissenschaftlich relevante und notwendige Regeln.

Der manifeste *Inhalt* rief, wie erwähnt, dreißig Jahre später die intensivsten Reaktionen hervor (Barnes und Dolby 1973, Stehr 1978, Mulkey 1980, als umfassender Überblick: Zuckerman 1988). Findet sich 1938 das Ethos der Wissenschaft zwar genannt, wird aber nur in einer Fußnote als „the emotionally toned complex of rules, prescriptions, mores, beliefs, values and presuppositions which are held to be binding upon scientists“ näher charakterisiert,¹⁴ identifiziert Merton vier Jahre danach die seither berühmten „institutionellen Imperative“ – Universalismus, Kommunismus, Uneigennützigkeit und organisierter Skeptizismus –, die zusammen das Ethos der Wissenschaft ausmachten. Merton selbst hat bei der Wiederveröffentlichung einen Teil der Kontextinformationen getilgt und sie durch eine generalisierende Deutung der normativen Struktur der Wissenschaften ersetzt, was wohl mit den zu dieser Zeit von ihm favorisierten Theorien mittlerer Reichweite, besser wohl: mittlerer Abstraktionshöhe, zusammenhängen dürfte. Diese Dekontextualisierung hat – in Verbindung mit einem unter späteren Soziologengenerationen weit verbreiteten Mangel an historischem Wissen – Fehldeutungen des ursprünglich Gemeinten gefördert.¹⁵ Hier sollen jedoch nicht die Normen oder die daran geübte Kritik analysiert werden, sondern eine Schwäche in Mertons Begründung identifiziert werden.

Die vier institutionalisierten Normen, die Merton aus dem „moralischen Konsensus der Wissenschaftler“ erschlossen hat, der „im täglichen

Umgang, in den zahllosen Schriften über den Geist der Wissenschaft oder in der moralischen Empörung angesichts von Verstößen gegen dieses Ethos zum Ausdruck kommt“ (Merton 1985, 88), lassen eine Frage unerörtert, die für gewöhnlich bei Diskussionen über Normen Beachtung findet: Wer sind die Normadressaten? Reformuliert man nämlich die Normen in Form von Maximen, wird deutlich, dass es einige Unklarheiten gibt. Beispielsweise müsste die Universalismusklausel ohne Bedeutungsverlust in die Aussage transformiert werden können: „Schließe niemandes wissenschaftlichen Erkenntnisbeitrag wegen dessen Rasse, Nationalität, Religion, Klasse, persönlichen Eigenschaften etc. aus!“ oder noch allgemeiner: „Schließe niemanden aus dem Wissenschaftssystem aus!“ Wenn sich diese Norm an jeden einzelnen Wissenschaftler richtet, setzt sie etwas voraus, das der Annahme vollständiger Information ähnelt. Sie ist so abstrakt wie die Basisannahme der neoklassischen Ökonomie, weil diese Norm natürlich nicht implizieren kann, dass jeder die Verpflichtung habe, alles wahrzunehmen oder niemanden auszuschließen. Sobald aber faktische Beschränkungen der Menge der rezipierbaren Beiträge zugelassen würden, ist es um die Chance geschehen, empirisch feststellen zu können, ob jemand aus rassistischen oder anderen unlauteren Gründen etwas nicht wahrgenommen hat. Da eine universelle Wahrnehmungspflicht nicht statuiert werden kann, wird die Prüfung der Konformität faktisch unmöglich, weil jeder Diskriminierende immer Unzulänglichkeiten der Informationsaufnahme und -verarbeitung ins Treffen führen kann. Die Universalismusklausel kann sich daher nur an die *scientific community*, an die Gesamtheit der Wissenschaftler, richten: Als Kollektiv hätten die Wissenschaftler die Pflicht, alles von allen Erforschten wahrzunehmen. Auch diese Reformulierung droht an den realen Beschränkungen der Übersehbarkeit¹⁶ eines immer mehr Personen und Nationen umfassenden globalen Wissenschaftssystems zu scheitern. Möglicherweise konnten die Normen zu Zeiten einer übersehbaren *scientific community* – sagen wir im 17. Jahrhundert – diese zum Normempfänger haben, in der Gegenwart ist diese Interpretation nur bei Spezifikation einschränkender Randbedingungen sinnvoll.

Von zwei der vier von Merton herausgearbeiteten Normen lässt sich behaupten, dass sie Individuen als Normadressaten haben: Kommunismus und Uneigennützigkeit. Man kann sinnvollerweise von Einzelnen fordern, ihre Erkenntnisbeiträge anderen nicht vorzuenthalten, und man kann an sie die Forderung adressieren, um der Wahrheit willen zu for-

schen und nicht wegen der damit auch erzielbaren materiellen und immateriellen Belohnungen.¹⁷ Beiden normativen Erwartungen können Wissenschaftler entsprechen und insofern sie es nicht tun, können sie sich nicht darauf ausreden, es würde von ihnen ein Verhalten verlangt, das realiter nicht erbracht werden könne. Im weiteren Verlauf der Argumentation wird eine anomietheoretische Interpretation zeigen, dass es sich bei diesen Verhaltensweisen jedenfalls nicht um solche des Innovationstyps handelt.

Die beiden anderen Mertonschen Normen: Universalismus und organisierter Skeptizismus, können sich hingegen sinnvollerweise *nur* an die *scientific community* richten, weil, wie oben argumentiert wurde, niemand individuell verpflichtet werden kann, alles wahrzunehmen und Kritik zu üben (wohl aber: Kritik zu ertragen). Richten sich die beiden Normen – i. e. generalisierte Verhaltenserwartungen – an Kollektive, lässt sich empirisch das Ausmaß (oder die Rate) aberranten Verhaltens¹⁸ feststellen. Beispielsweise könnte gezeigt werden, dass bestimmte nationalstaatliche Wissenschaftlergemeinschaften systematisch die Beiträge aus anderen Nationen ignorieren. Ebenso könnte nachgewiesen werden, dass das Ausmaß an wechselseitiger kritischer Kommentierung im Zeitverlauf abnimmt. Feministische Historikerinnen haben eine Menge an Evidenzen zusammengetragen, die überzeugend belegen, dass ihre männlichen Kollegen die Universalisnorm verletzt haben (vgl. z. B. Lerner und Müller 1995) – und andere „Minderheiten“ folgen ihnen auf diesem Weg mit unterschiedlichem Erfolg. Gelegentlich gemachte Versuche (Clark 1998), einzelnen Wissenschaftlern die Verletzung dieser beiden Normen vorzuwerfen, sind hingegen unangebracht.

Eine historische Soziologie der Wissenschaftssoziologie kann darauf aufmerksam machen, dass die Berufung auf Normen des wissenschaftlichen Handelns und Rechtfertigungen der Autonomie des wissenschaftlichen Feldes zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Gestalt annehmen. Erinnert sei an den später oft ignorierten Kontext von Webers Wertfreiheitspostulat (Rammstedt 1988), an die sich über Jahrzehnte im deutschsprachigen Raum hinziehende Debatte um die Parteilichkeit, die auf die Herausforderungen durch marxistische Autoren reagierte, und die gegenwärtigen Debatten um den Relativismus unter dem martialischen Stichwort „science wars“. Aus diesen knappen Hinweisen lässt sich der Schluss ziehen, dass offenkundig immer jene Normen besondere Betonung erfahren oder kontroversiell diskutiert werden, die aktuell bedroht erscheinen.

Die Suche nach einer überzeitlichen normativen Struktur der Wissenschaften, die von Merton anlässlich der Wiederabdrucke nahe gelegt wurde, war nicht der Rahmen, in dem 1938 bzw. 1942 argumentiert wurde: „We are here concerned . . . with the *cultural structure* of science.“¹⁹ Insofern sich Kulturen weiterentwickeln, zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Faktoren jeweils im Vordergrund stehen, sind Bemühungen, das Ethos zu identifizieren, selbst kulturell determiniert – womit einer der am häufigsten gegen Merton ins Treffen geführten Einwände, er beschreibe mit seinen vier Normen die Institution Wissenschaft zu statisch und lasse sozialen Wandel des und im Wissenschaftssystem nicht zu, hinfällig ist.

Das Ethos der Wissenschaftler lässt sich auf niedrigerem Abstraktionsniveau überzeugender nachweisen. Konzentriert man die Analyse auf die faktischen Normen und Sanktionen, sollten jedenfalls empirisch identifizierbare Muster gefunden werden können. Welche Verhaltensregelmäßigkeiten sind unter Wissenschaftlern nachweisbar, welche davon werden normativ fixiert und so zu Standards, die nicht sanktionsfrei verletzt werden können? Eine auch nur flüchtige Beobachtung der disziplinierenden Unterweisungen, denen beispielsweise Studenten ausgesetzt werden, kann vor Augen führen, dass das Lehren einer wissenschaftlichen Disziplin immer auch die Vermittlung eines Bewusstseins für die Regeln, Normen und Schicklichkeitsvorschriften an die Lehrlinge umfasst und dass deren Missachtung und Verletzung geahndet zu werden drohen (weswegen nahezu alle Studenten entgegen anfänglicher Absicht ihre Abschlussarbeiten doch nicht abschreiben, sondern selbst verfassen²⁰). Die Normen sind sowohl solche, die als technische bezeichnet wurden, als auch so genannte soziale; letztere werden eher implizit tradiert, während die erstgenannten explizit gelehrt werden. In der Soziologie finden wir vor allem im Bereich der statistischen Datenauswertung zahlreiche technische Regeln, einschließlich solcher, die nicht begründet, sondern konventionell gesetzt werden: Signifikanztests, kritische Grenzen zur Beurteilung von Zusammenhangsmaßen etc. (vgl. Kriz 1981).

Neben der an Novizen weitergegebenen spezifischen Berufsmoral findet man unter den Arrivierten ein feinmaschigeres Netz von Verhaltensstandards, Routinen und Sanktionen. Beide Varianten von normativer Struktur wirken unabhängig von der ausdrücklichen Fixierung in gesetzter Form, sondern gewinnen ihre normative Kraft aus der kollektiven Beachtung von Gewohnheiten, was ja nichts anderes ist als die wörtliche Über-

setzung von Ethos. Betrachtet man das alltägliche Handeln von Wissenschaftlern etwas genauer, dann ist die Wahrnehmung von Verhaltensregelmäßigkeiten unabweisbar. Die lebensweltlichen Idealisierungen des schützischen „Und So Weiter“ und „Ich Kann Immer Wieder“ (Schütz und Luckmann 1979, 65) bedeutet hier, dass zukünftiges Verhalten auch von anderen erwartet werden kann, dass also in gleichgesetzten Situationen ähnliches Verhalten auftritt. Über die individuellen Verhaltensregelmäßigkeiten informieren uns die Biographien und Autobiographien mit all ihren Schilderungen der Idiosynkrasien, Ticks, Vorlieben. Die bedeutsameren sozialen Verhaltensregelmäßigkeiten sind Gewohnheiten, die in angebbaren Mikro-Umwelten als routinisiertes Alltagshandeln auftreten, und Verhaltenszumutungen, die im engeren Sinn normiert sind, deren Geltungsbereich über diese Mikro-Umwelten hinausreicht und deren Beachtung durch Sanktionen sichergestellt wird.

Anomie in den Wissenschaften

Die bisherigen Ausführungen sollten gezeigt haben, dass es durchaus sinnvoll ist, davon zu sprechen, dass das Handeln von Wissenschaftlern normgeleitet ist, auch wenn sich diese Normen im historischen Verlauf ändern mögen. Um bei der Suche nach der Devianz in den Sozialwissenschaften voran zu kommen, scheint es mir nötig, zwei weitere Aspekte in die Analyse einzuführen: das Phänomen sozialer Schichtung von Wissenschaftlern und das der Bezugsgruppen unter Wissenschaftlern. Die klassische Wissenschaftssoziologie mertonischen Zuschnitts beschäftigt sich fast ausschließlich mit Angehörigen der wissenschaftlichen Elite.²¹ Prioritätenstreitigkeiten können per definitionem nur unter den Besten einer Disziplin stattfinden – auch die meisten anderen von Merton ebenso wie von den Post-Mertonians behandelten Phänomene spielen unter Spitzenwissenschaftlern. Tatsächlich besteht aber zu jedem Zeitpunkt die Gesamtheit des wissenschaftlichen Personals vor allem aus jenen, deren Namen nie mit einer Entdeckung in Verbindung gebracht werden wird, die nicht einmal davon träumen können, den „41. Sitz“ zu erklimmen, und die nur als namenlose Opfer des Matthäus-Effekts in die Wissenschaftsgeschichte eingehen werden. Richtet man die Aufmerksamkeit auf die Masse der wissenschaftlich Arbeitenden, muss die Frage nach der Normkon-

formität und den Formen der Abweichung davon anders gestellt werden: Wie und wodurch werden jene veranlasst, sich um die konforme Ausgestaltung ihrer Wissenschaftlerrolle zu bemühen, die wegen ihrer Positionierung im globalen Wissenschaftssystem von Anbeginn an wissen (könnten), dass ihr Beitrag zur Wahrheitssuche höchstwahrscheinlich unbeachtet bleiben wird? Merton hat in „Social Structure and Anomie“ (Merton 1957) am Beispiel des „American Dream“ Hinweise gegeben, die für die Beantwortung dieser Frage fruchtbar gemacht werden können. Dort analysierte er das Auseinanderdriften der übermächtigen Ideologie des Strebens nach materiellem Erfolg und der beschränkten legitimen, institutionellen Mittel zur Erreichung dieses Ziels als Ursache anomischer Anpassung. Weiters argumentiert er, dass bestimmte anomische Anpassungsreaktionen in verschiedenen sozialen Schichten wahrscheinlicher sind: Die Unterschichten seien, ihre Bindung an das gemeinsame Ziel materiellen Reichtums vorausgesetzt, anfälliger für Reaktionen des Typs Innovation.

Wendet man die Anomieperspektive auf Wissenschaftler an, kann man die Annahme für begründet halten, dass auch die verschiedenen Statusgruppen von Wissenschaftlern unterschiedliche anomische Reaktionen zeigen werden. Der in der Literatur zum devianten Verhalten von Wissenschaftlern im Zentrum stehende Betrug kann anomietheoretisch als Innovation gedeutet werden. Die normative Bindung an die kollektiv geteilten Zielvorgaben – hier also die Entdeckung neuen Wissens – wäre begleitet von einer Abweichung von den institutionalisierten Mitteln, die als legitim für die Zielerreichung gelten. Träfen die Thesen aus „Social Structure and Anomie“ auch auf Wissenschaftler zu, wäre die Unterschicht der Wissenschaftler für diese Reaktionsweise prädestiniert. Spricht etwas dafür, dass die in der Sozialstruktur des Wissenschaftssystems Benachteiligten besonders häufig illegitime innovative Reaktionen zeigen? Da wir weder über das Ausmaß an primärer Devianz bei Wissenschaftlern noch über das Dunkelfeld genügend empirische Informationen besitzen, kann diese Frage direkt nicht mit hinreichender Sicherheit beantwortet werden. Wohl aber finden wir indirekt Hinweise darauf, dass diese Vermutung nicht zutreffend sein dürfte: Die öffentliche Anprangerung Devianter dient – zumindest wenn man in diesem Punkt Durkheim folgen will – der Bekräftigung der Moral der Gesetzestreuen. Nun spricht aber wenig dafür, dass die oberen Zehntausend der Wissenschaft durch demonstrative Hinweise auf die Devianz marginalisierter Zunftgenossen ihre normative In-

tegration erhöhen. Mit Blick auf die real existierenden Wissenschaften scheint es plausibler anzunehmen, dass die knapp unter der Elite angesiedelten, diejenigen, die eine Chance sehen, hinaufzukommen, dafür anfällig sind, sich illegitimer Mittel zu bedienen. Neben den Universitätsromanen²², die diese Sicht stützen, kann man auch auf die Tätigkeit des *US Office of Research Integrity* verweisen, das sich bislang vor allem mit Fällen beschäftigte, die an Forschungsstätten der ersten und zweiten Garnitur spielen.²³ Die unteren zwei Drittel der Schichtungshierarchie der Wissenschaftler spielten bei den Versuchen, den Missbrauch aufzudecken, selten eine Rolle.

Falls die Vermutung zutreffend ist, dass deviante Anpassungen an die Diskrepanz von institutionalisierten Zielvorgaben und beschränkten legitimen Mitteln in den Schichten knapp unterhalb der Elite angesiedelt sind, läge es nahe, einige weitere Parameter zu berücksichtigen: das Ausmaß an Konkurrenz in einer gegebenen Disziplin und in bestimmten Staaten, den Grad an materieller Abhängigkeit der beschäftigten Wissenschaftler von Forschungserfolgen, die disziplinär unterschiedlichen Möglichkeiten, den Betrug zu verschleiern usw. Diese für eine empirische Erforschung nötigen Spezifikationen müssen hier nicht weiter detailliert werden.

Bei der Betrachtung der sozialen Schichtung der Wissenschaftler muss allerdings ein anderer Gesichtspunkt systematisch berücksichtigt werden, der vor allem in den Sozialwissenschaften bedeutsam ist: die Größe der *scientific community*, innerhalb derer jemand versuchen kann, Erfolg zu haben. Im Unterschied zu den meisten Naturwissenschaften, die aus Spezialgebieten mit einer vergleichsweise geringen Zahl von daran beteiligten Wissenschaftlern bestehen, umfasst die horizontale Differenzierung der Soziologie Wissenschaftlergruppen sehr unterschiedlicher Größe. Die größte Population findet man in jenem Sektor, der unzulänglich als „Basisforschung“ bezeichnet werden könnte und zumeist mit „Theorie“ gleichgesetzt wird. Dort findet man auch die Verfasser der meist zitierten soziologischen Veröffentlichungen, die Autoren der wichtigsten Bücher des Jahrzehnts oder Jahrhunderts.²⁴

Die *International Sociological Association* führte 1998 eine Umfrage unter ihren Mitgliedern durch, um die „Books of the Century“ wählen zu lassen.²⁵ Nimmt man diese Liste zur Hand, um die internationale Elite der Soziologen zu identifizieren, gewinnt man zugleich eine gute Illustration des Feldes der „Basisforschung.“ 23 der ersten 50 Bücher stammen von lebenden Autoren. Die 11 wichtigsten Bücher lebender Autoren stammen

(in Klammer ihr Rangplatz in der Gesamtliste) von Merton (3), Peter L. Berger & Thomas Luckmann (5), Pierre Bourdieu (6), Jürgen Habermas (8), Anthony Giddens (14), Immanuel Wallerstein (15), Ulrich Beck (19), Jürgen Habermas (24), Barrington Moore (25), Peter M. Blau & Otis Duncan (27) und Howard S. Becker (31). Jedes dieser Werke erwarb seine Reputation wegen des „theoretischen“ Gehalts und sicherlich nicht wegen seiner empirischen Befunde. Höchstens zwei Bücher (Blau & Duncan und Becker) können einer der Spezialdisziplinen der Soziologie zugerechnet werden und das obwohl das „Elektorat“, die ISA-Mitglieder, einer oder mehrerer der höchst spezialisierten Research Committees angehört. Zwei Folgerungen können aus dieser Liste gezogen werden. Jemand, der seine Arbeit und seine Veröffentlichungen einer Spezialdisziplin widmet, kann nicht damit rechnen, zur Weltspitze der Soziologen aufzusteigen. (Noch weniger jene, deren Beitrag zur Entwicklung der Disziplin in der Kreation oder Verfeinerung von Forschungstechniken oder Methoden liegt – das erste Methodenbuch, Lazarsfeld und Rosenbergs „Language of Social Research“, findet sich auf Platz 63 obiger Bestenliste!) Die Prämie der Anerkennung durch die Kollegenschaft wird an „Theoriebücher“ ausbezahlt. (Eine ganz andere Frage, die hier nicht behandelt werden kann, bezieht sich darauf, zu evaluieren, um welche Art soziologischer Theorie es sich bei den Beiträgen handelt.) Es wäre zutiefst unsoziologisch, den Gedanken zu teilen, diese Struktur des Belohnungssystems habe keine Auswirkungen auf das Verhalten der Soziologen. Die Wahl von Bezugsgruppen durch Soziologen ist, so weit ich sehen kann, bislang kaum diskutiert worden, weswegen es nahezu unmöglich ist, hier valide empirische Befunde zu zitieren. Für den vorliegenden argumentativen Zusammenhang kann eine Skizze genügen. Zuerst einmal weist das Gesagte darauf hin, dass Soziologen – wie alle Wissenschaftler – ein Spezialgebiet zu wählen haben. Die Spezialgebiete der Soziologie lassen sich auf einer Dimension abnehmender numerischer Bezugsgruppengröße auftragen. Hier wie anderswo spielt die numerische Größe der Gruppe eine bedeutende Rolle, nicht zuletzt die, dass je größer die Bezugsgruppe desto stärker ihre innere Differenzierung, was zur differentiellen Ausgestaltung der Verhaltenserwartungen – und damit der Normen, die man gegebenenfalls verletzt – wesentlich beiträgt.

Den obersten Rang nehmen die Verfasser von *Zeitdiagnosen* ein, also jene Autoren, die auch von einem Laienpublikum rezipiert werden. Im Feld der Produktion von Zeitdiagnosen spielen innerwissenschaftliche

Qualitätskriterien eine geringe Rolle; an die Stelle organisierten Skeptizismus tritt die Aufnahme durch die Gatekeeper der öffentlichen Meinung, die Rezensenten weit verbreiteter Intellektuellenzeitschriften und die Feuilletonredakteure überregionaler Tages- und Wochenzeitungen, die Kommentierung durch Zeitgenossen, die sich an eben jenem Diskurs beteiligen, zu dem beileibe nicht alle zeitdiagnostisch gemeinten soziologischen Werke Zutritt erhalten. Die Professionskollegen reagieren auf solche Erfolge mit einem „Naserümpfen über den Applaus vom falschen Publikum“. Die Soziologen, die sich teilweise oder manchmal ausschließlich an ein breiteres Publikum wenden, werden parallel dazu innerhalb der *community* zunehmend mit Missachtung gestraft, ihre innerwissenschaftliche Reputation sinkt proportional zur Zunahme des öffentlichen Zuspruchs. Dazu gesellen sich in der Folge abwertende Urteile über die Seriosität des Betreffenden als Wissenschaftler. Ihm wird abgesprochen, sich noch am wissenschaftlichen Diskurs zu beteiligen und zu diesem beitragen zu wollen. Beispiele dafür sind die Urteile von Soziologen über Daniel Bell, Amitai Etzioni, Ralf Dahrendorf, Ulrich Beck.

Den nächsten Rang nehmen die Verfasser von Beiträgen ein, die sich nur an ein Fachpublikum richten und auf generalisierende Aussagen zielen, also jene, die „Basisforschung“ oder „Theorie“ betreiben. Ihr systematischer, jedenfalls aber auf Allgemeinaussagen beruhender Inhalt erlaubt es den Verfassern, die ganze Disziplin anzusprechen. Die Bewertungskriterien, denen diese Arbeiten unterworfen werden, sind in jeder historischen Etappe annähernd dieselben, der Unterschied zwischen einem Applaus spendenden Laienpublikum und naserümpfenden Peers tritt hier nicht auf. Wohl aber spielt die Reaktionszeit, also die Zeit, die zwischen der Publikation eines neuartigen, generalisierenden Beitrags und seiner Würdigung durch die Zunftgenossen verfließt, eine enorme Rolle. Die Reaktionen auf „große“ Würfe, neue Deutungsangebote und bahnbrechende Publikationen – mit diesen Kennzeichnungen versuche ich zu umschreiben, was in den harten Wissenschaften als Entdeckungen und Hypothesen bezeichnet wird – folgen in der Soziologie einem eigenen Muster. Ich glaube, dass sich der empirische Beweis erbringen lässt, dass diese Texte – zumeist handelt es sich wohl um Bücher – von Statusgleichen oder -höheren zuerst gar nicht wahrgenommen werden, sondern der diffundierenden Ausbreitung bedürfen: Attraktion von Anhängern und Schülern. Erst wenn die Gruppe der Schüler und/oder Anhänger groß genug ist, dass sie von

Etablierten als Konkurrenz wahrgenommen werden muss, reagieren statushohe Gralshüter darauf.

Da die Behauptung vielleicht verwegen klingt, will ich ein Beispiel anführen. Niklas Luhmanns Erstlingswerk „Funktionen und Folgen formaler Organisationen“ erschien 1964. Luhmann wurde aber in der soziologischen *scientific community* erst ab 1971 als Opponent von Habermas wahrgenommen²⁶ und es dauerte weitere Jahre, bis er als soziologischer Theoretiker eigenen Profils Anerkennung fand. Der Fall Luhmann kann dazu dienen, die Behauptung zu stützen, dass es in der Soziologie nichts gibt, was der bahnbrechenden Entdeckung entspricht, die – zumindest unter modernen Bedingungen organisierter Forschung und Kommunikation über Forschungsergebnisse – innerhalb von Tagen oder Wochen rezipiert zu werden pflegt.²⁷

Eine Ähnlichkeit zwischen Entwicklungen in der Soziologie und zirkulären Geschichtsinterpretationen drängt sich einem auf, wenn man die Urteile über Autoren in Erinnerung ruft, die am absteigenden Ast sind: Hoffnungslos veraltet, von gestern, vorgestern, tiefes 19. Jahrhundert und ähnlich lauten die nicht nur informell geäußerten Urteile. Meiner Beobachtung nach besteht eine deutliche Differenz in den Urteilen über solche Texte bzw. Autoren, die man für veraltet hält, im Vergleich zu zeitgenössischen Konkurrenten. Erstere werden verächtlich gemacht, während letzteren – sind sie erst einmal als Statusgleiche wahrgenommen – zumindest eine Nische im großen Haus der Sozialwissenschaften zugewiesen wird. Das Verächtlichmachen der Altvorderen und derer, die man in ihre Nähe rücken will, ist in einer Disziplin, die der Idee kumulativen Wissenszuwachs verpflichtet ist, undenkbar. Für eine Disziplin, die Modeerscheinungen oder nobler formuliert: Phänomenen der Elitenzirkulation unterworfen ist, scheint das hingegen charakteristisch zu sein. Zumindest in diesem Punkt teilen die Autoren, die sich den Zeitdiagnosen verschrieben haben, das Schicksal jener, die im Feld der „Theorie“ publizieren: Aufstieg und Niedergang.

Den dritten Rang nehmen die Beiträge zur Entwicklung von *Forschungstechniken* ein, weil methodisch-technische Innovationen zumeist in mehr als einem speziellen Forschungsfeld Anwendung finden, ja gelegentlich in benachbarte Disziplinen exportiert werden können, was jedoch nicht mit diskrepanten Erwartungen von bzw. an Bezugsgruppen verbunden sein muss. Mertons OBI (obliteration by incorporation)-Muster findet man vor allem hier. Die Namen der „Erfinder“ soziologischer Da-

tenerhebungs- oder Auswertungstechniken geraten schneller in Vergessenheit als ihre Produkte. In der Soziologie ist es – anders als in der Statistik (Stigler 1986) – auch nie dazu gekommen, derartige Techniken mit dem Namen eines ihrer Erfinder zu versehen.

Den vierten und alle folgenden Ränge nehmen die *Spezialgebiete* der Soziologie ein. Darüber müssen nicht viele Worte verloren werden. Nützlich ist vielleicht der Hinweis darauf, dass zu unterschiedlichen Zeiten jeweils verschiedene Spezialitäten außerhalb der Wissenschaftlerpopulation, die daran aktiv Anteil nimmt, Anerkennung finden. Dies gilt auch für die Wahrnehmung der Beiträge der empirischen Resultate durch das breitere Publikum.²⁸ Die horizontale Schichtung der soziologischen Forschungsfelder ist im vorliegenden Zusammenhang von Interesse, weil die verschiedenen Bezugsgruppen (Laienpublikum, an Theorie interessierte Soziologen, methodisch-technische Innovationen rezipierende Kollegen, Mitglieder von empirischen Spezialforschungsgebieten) unterschiedliche Erwartungen an die Autoren herantragen und institutionalisiert werden und daher auch verschiedene Normabweichungen und -verletzungen zu erwarten sind.

Innerhalb der verschiedenen Sektoren soziologischen Arbeitens lässt sich nun auch die Existenz einer vertikalen Schichtung zeigen, an deren Spitzen jeweils die zu verschiedenen Zeitpunkten unterschiedlich zusammengesetzte *internationale Elite* zu finden ist. Man muss keine Namen anführen, um klar zu machen, dass unter jenen, die Zeitdiagnosen verfassen, und denen, die im Feld der innersoziologischen Basisforschung oder „Theorie“ tätig sind, eine derartige Personengruppe tatsächlich existiert. Es sind jene Autoren, deren Werke in mehrere Sprachen übersetzt werden, die von verschiedenen Universitäten unterschiedlicher Länder eingeladen oder geehrt werden und die – nur im Fall der Zeitdiagnosen – von mehr als einem nationalen TV-Sender interviewt, von mehr als einer, von breiteren Intellektuellenschichten gelesenen Zeitung oder Zeitschrift rezensiert, kommentiert und diskutiert werden. Auf der Ebene darunter findet man die *nationale Elite*, also jene Autoren, deren Reputation im Land, in dem sie arbeiten, unbestritten ist, die aber in anderen Sprachgemeinschaften wenig oder gar nicht bekannt sind. Darunter oder möglicherweise auf gleichem Niveau finden sich Soziologen, die hier *internationale Komparsen* genannt werden sollen. Dazu gehören jene, die internationale Kontakte pflegen, ins Ausland reisen, aber eher selten übersetzt oder eingeladen werden. Man wird annehmen dürfen, dass diese Population

aufstiegsorientiert ist: entweder durch „Kapitalisierung“ ihrer internationalen Investitionen im eigenen Land oder – Krone der Karriere – durch Kooptierung in die internationale Elite. Unterhalb der internationalen Komparsen würde ich jene *Nischenpopulationen* ansiedeln, die international zusammengesetzt sind, aber nach dem Modell wissenschaftlicher Schulen organisiert sind und deshalb hohe Binnenkommunikation, aber geringe Interaktionsdichte nach außen aufweisen. Die meisten der Fälle, die man dafür als Illustration wählen könnte, befinden sich an der disziplinären Grenze oder sind disziplinäre Zwitter. Im Bereich der Zeitdiagnosen könnte man an die gar nicht lose Gruppierung katholischer Sozialkritiker denken, im Bereich der Theorie wären bis vor kurzem die Schule von Elias, bis Mitte der 1980er Jahre die Rational-Choice-/Public-Choice-Gruppe oder die feministischen Soziologinnen vortreffliche Exempel. Vergleichbares ließe sich auch über Gruppen von Empirikern sagen, die schulenähnlich organisiert und international vernetzt sind: Ingleharts Wertwandelforschung, die Gay and Lesbian Studies oder die Sozialindikatoren „bewegung“. Weiter unter findet man die Populationen der *nationalen Komparsen* und die *nationalen Nischen*. Beide funktionieren auf nationalstaatlicher Ebene wie ihre internationalen Pendanten. Nationale Nischen haben üblicherweise exakt die Größe eines Universitätsinstituts.

Dieses Modell einer vertikalen Schichtung und horizontalen Gliederung der Soziologen und die quantitativ variierende Größe lassen sich im Rahmen einer anomietheoretischen Perspektive nun dazu verwenden, zu zeigen, dass es jedem Soziologen gleichsam frei steht, sich auf beiden Dimensionen eine Bezugsgruppe zu suchen, an deren Standards orientiert er seine Wissenschaftlerrolle interpretiert. Die weiter oben aufgeworfene Frage, wie es dazu kommt, dass im globalen Wissenschaftssystem marginalisierte daran festhalten, rollenkonform zu handeln (i. e. z. B. zu forschen), findet nun eine Antwort: Die Randständigen können das und tun das, weil sie unter mehr als einer Bezugsgruppe gewählt haben und sie die Normen ihrer kleinen Bezugsgruppe beachten und diejenigen der weltweiten *scientific community*, wenn schon nicht verletzen, so doch ignorieren können (im Falle, dass die kleine Bezugsgruppe die gleichen Standards hochhält wie z. B. die internationale Elite, erscheint es so, als beachtete der Randständige die normativen Erwartungen der global *player*). Solange innerhalb einer der vertikalen Säulen – Zeitdiagnose, Basisforschung, Techniken, Spezialgebiete – die Schichtung einigermaßen stabil bleibt, können Eleven sozusagen das Niveau bestimmen, bis zu dem

hin sie aufsteigen wollen und Ältere sich im biografischen Verlauf von einer Höhe, die sie schon erreicht haben, auch wieder zurückziehen. Wenn die vertikalen Schichtungskriterien während des Lebens eines Soziologen einen drastischen Wandel erfahren, kann er sich in eine internationale oder nationale Nische zurückziehen, etwas was man vorzüglich im Feld der Basisforschung beobachten kann, wenn man beispielsweise an die versprengten Getreuen einer marxistischen Soziologie denkt. Die Mobilitätsforschung kennt eine große Zahl von Mechanismen, die sinnvoll auf die Analyse der Schichtung von Soziologen angewandt werden können. Auch die Unterscheidung von *cosmopolitans* und *locals* (Merton 1957, Merton 1972–1973) ließe sich hier fruchtbar machen.

Man kann diese Skizze nun noch erweitern, wenn man die verschiedenen Rollen von Wissenschaftlern und Soziologen insbesondere systematisch zu berücksichtigen versucht. Sprach ich bisher vor allem vom Forscher, so könnte man auch noch den Politikberater, den akademischen und volksbildnerischen Lehrer erwähnen und sollte der *organizational man* nicht vergessen (Lazarsfeld 1969). Die Vervielfältigung der Bezugsgruppen fügt dem analytischen Modell nichts Neues hinzu; für eine empirische Analyse wäre es allerdings unerlässlich, diese Differenzierungen zu berücksichtigen. Wenn die Frage nach der Devianz als die nach der Nonkonformität gestellt wird und diese als Rollen-Nonkonformität gedeutet wird, spricht nichts dagegen, beispielsweise im Bereich der soziologischen Beratung, des soziologischen Unternehmers oder auch des soziologischen Lehrers danach zu suchen, wie es dort um anomische Reaktionen auf die Diskrepanz von bezugsgruppenspezifischen normativen Zielvorstellungen und den legitimen Mitteln zu ihrer Realisierung bestellt ist.

Das abweichende Handeln kann in den verschiedenen, von Bezugsgruppen geformten Mikro-Umwelten einer Disziplin unterschiedliche Gestalt annehmen. Sucht man die Normen, von denen abgewichen wird, dann wird man, wenn man einen empirischen Zugang bei der Identifikation der normativen Struktur der Wissenschaften präferiert, dem systematisch Rechnung tragen müssen. Im Rückgriff auf Mertons Anomietheorie erweitert sich der Horizont möglicher nonkonformer Anpassung an die Diskrepanz von *Desiderata* und *Consumata* (so die begriffliche Reformulierung der Anomietheorie durch Bunge 1998). Betrachtet man die bekannte Typologie der Anpassung, wird klar, dass bei der Diskussion über deviante Wissenschaftler immer nur ein Typ im Aufmerksamkeitsfeld

stand: die Innovation. Mertons bahnbrechender Gestaltwechsel, dass auch Verbrecher Innovatoren sind und sich in einer Strukturbetrachtung nicht von moralisch gebilligten Erneuerern unterscheiden, hat den drei anderen Anpassungsformen ein wenig die Aufmerksamkeit entzogen.

Für die Wissenschaftsanalyse dürften allerdings die Ritualisten und diejenigen, die sich zurückgezogen haben, die aufschlussreicheren Fälle sein. Jene, die nicht mehr an die hehren Ziele der Wissenschaft glauben (oder die vageren Interpretationen derselben durch ihre Bezugsgruppe), aber weiterhin lehren, publizieren und zumindest so tun, als würden sie forschen, sind ebenso wie Wissenschaftler, die sich vom Unternehmen, dem sie eine Zeit ihres Lebens gewidmet haben, zurückgezogen haben, jedem Besucher akademischer Elfenbeintürme vertraute Bewohner. Und Rebellen gehören offenkundig zur Wissenschaft wie die Taschendiebe zum Warenhaus – so wie dort Gelegenheit Diebe macht, macht es die flüchtige Welt der Ideen jedermann leicht, seine eigenen zur wissenschaftlichen Revolution zu erklären.

Bei der Suche nach der Devianz im Verhalten der Soziologen landen wir also am Ende einer langen Wanderung bei alltäglich höchst vertrauten Typen – dem abgestumpften Wissenschaftler, der seine Ideale und sein Streben nach Anerkennung durch Peers längst über Bord geworfen hat, der in Wohlfahrtsstaaten verbeamtet und in anderen System meist auch nicht materiell bedroht ist, der all das weiterhin tut, was ihm einst Lebensziel war, aber heute nicht mehr Lebensinhalt ist, der nicht mehr darauf hofft, berühmt zu werden oder einen Ruf zu bekommen. Und jenem Typ, der nicht einmal mehr seine Vorlesung oder Sprechstunde hält, statt der Wissenschaft sich irgendeinem Hobby widmet und sich selbst als ehemaligen Wissenschaftler sehen müsste, würde er einmal gezwungen werden zu bilanzieren. Diese Charaktere findet man viel detaillierter und beredter in Universitätsromanen geschildert. Die soziologische Analyse erweist sich diesen Sittengemälden insofern überlegen, als sie nicht genötigt ist, restaurativ die gute alte Zeit herbeizusehnen, wie das beispielsweise der sich selbst aus dem akademischen Markt zurückgezogene Dietrich Schwanitz in „Der Campus“ tut. Soziologie beginnt bei einem Bild (Becker 1998) und sucht dann Variationen über Zeiten und Nationen, Disziplinen und Subdisziplinen, mit dem Ziel Antworten auf das Wie und Warum zu finden. Das Klagen und Anklagen können wir ruhig anderen überlassen.

Anmerkungen

- 1 Man denke an Alfred Schütz „Sinnhaften Aufbau“, Lazarsfeld, Jahoda, Zeisels „Die Arbeitslosen von Marienthal“, Edgar Zilsels „Geniebegriff“, Karl R. Poppers „Logik der Forschung“.
- 2 Vgl. die instruktiven, wenn auch knappen Hinweise bei Ben-David 1991.
- 3 Die wissenschaftssoziologische Literatur zur Rolle der Peer Review konzentriert sich vornehmlich auf Zeitschriften, vgl. die Arbeit von Merton & Zuckerman, „Institutionalized patterns of evaluation in science“ (1971), wieder abgedruckt in: Merton 1973, Kap. 21, und zur jüngeren Literatur die entsprechenden Passagen in: Zuckerman 1988.
- 4 Knapp informierend: Davison 1967.
- 5 Der jüngst in Deutschland virulent gewordene Fall, der dort zu einer Wiederbelebung von forschungsethischen Diskussionen führte, spielt in einem Feld hoch subventionierter Grundlagenforschung, von der bislang angenommen wurde, sie werde durch Peer Review gut kontrolliert. S. Heft 2 der von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Zeitschrift „Gegenworte. Zeitschrift für den Disput über Wissen“ Herbst 1998.
- 6 Lurie 1962; Bradbury 1975; Lodge 1975; Lodge 1984; Lurie 1986; Lodge 1988; Lurie 1988a; Lurie 1988b; Lurie 1991; Bradbury 1993; Djerassi 1994; Schwanitz 1995; Djerassi 1998b.
- 7 Wiederum etwas anders verhält es sich mit den Skrupeln, die einen Feldforscher während der Teilnahme im Feld überkommen können. Ein instruktives Beispiel findet man in Whytes autobiographischen Texten, wo er noch Jahrzehnte später darüber grübelt, ob es rechtens war, bei einer Wahl ein zweites Mal abstimmen zu gehen, nur weil die befohrten Jugendlichen das auch taten und er um seine Reputation im Feld besorgt war. (Whyte 1994; Whyte 1996, Anhang A)
- 8 Es ist bekannt und doch bemerkenswert, dass die Antworten darauf, was Soziologie sei, je nach Publikum verschieden ausfallen: Studienanfängern erklärt man das Fach anders als wissenschaftlichen Kollegen. So heißt es etwa in einem Merkblatt, das am Department of Sociology in Harvard aufliegt: „What is sociology? Sociology [not to be confused with Social Work, which is a professional offshot of clinical psychology, or Socialism, which is a political doctrine. Sociologists try to understand people, not reform them. Reformers and future reformers, however, might well begin by trying to understand those whom they seek to reform] is the academic discipline that studies groups . . . since sociologists also study individuals (how groups influence them) and the other social sciences study groups, this logical definition doesn't narrow things much.“ Die hier angesprochene Differenz von Reform und Verstehen, findet man auch bei Goffman 1980. Eine instruktive Diskussion der Konsequenzen eines Verständnisses von Soziologie als Perspektive („So it is not what we see but the way we see that gives the field its distinction“) findet man bei Erikson 1997 (Zitat auf S. 3). Ähnlich auch Lepsius 1998, 209: „Soziologie soll das Leben, das wir führen, unter der Annahme analysieren, es werde von Faktoren bestimmt, die in der Vergesellschaftung des Menschen ihren Ursprung haben. Dieser umständliche Satz soll meine Vorstellung von Soziologie ausdrücken.“
- 9 „Sociologists are committed to the pursuit of accurate and precise knowledge“ (ASA Code of Ethics, 1989, Preamble), der deutsche und der österreichische Kodex enthält keine Angabe darüber, was Soziologen in ihrer Arbeit anstreben. Für den österreichischen Fall könnte man auf die Bestimmungen über die Habilitation hinweisen, wo es bekanntlich heißt: „Im . . . Habilitationsverfahren ist zu prüfen, ob die Habilitationsschrift . . . : a) methodisch einwandfrei durchgeführt (ist), b) neue wissenschaftliche Ergebnisse enthält und c) die wissenschaftliche Beherrschung des Habilitationsfaches und die Fähigkeit zu seiner Förderung beweist.“ (UOG 1975 § 36 Abs. 3, BGBl. Nr. 258/1975, zuletzt geändert durch BGBl. I Nr. 109/1997)
- 10 Die einzige Ausnahme sind die Arbeiten von Zuckerman (Zuckerman 1984, Zuckerman 1988) und knappe Hinweise von Merton im Rahmen seiner Studien über das Belohnungssystem, die Mehrfachentdeckung, den Prioritätenstreit (gesammelt in: Merton 1973, dt. tw. abgedruckt in: Merton 1985).
- 11 Im Inhaltsverzeichnis wurde der Aufsatz mit einem anderen Titel angekündigt: „A Note on Science and Technology in a Democratic Order“.
- 12 Zum biographischen Kontext s. über die familiäre Herkunft Merton 1994. und knapp über eine Reise nach Mitteleuropa in den 30er Jahren: Merton 1998.
- 13 Parsons schrieb über „Democracy and Social Structure in pre-Hitler Germany“; weitere Autoren des ersten Heftes waren Robert Maclver, David Riesman, Kingsley Davis und Claude Levi-Strauss.
- 14 Merton 1938a, 326, n. 16, wo sich natürlich auch der für den Autor charakteristische Hinweis findet, dass er hier nicht genug Platz habe, um die nötige ausführliche Diskussion über diesen Punkt zu führen.
- 15 Vgl. Ben-David 1991, 451–500, Hollinger 1996, Bunge 1998, 233 ff., jüngst hat Merton selbst ausführlich zum Kontext Stellung genommen: Merton 1990, 338.
- 16 Vgl. zu Mertons generalisierender Interpretation einer knappen Bemerkung von Simmel über die Sozialorganisation des Adels: Jaworski 1990 und demnächst R. L. Coser 1999.
- 17 Bourdieus Versuch, die Norm der Uneigennützigkeit unter Hinweis auf reale Eitelkeiten zu diskreditieren, verwechselt den normativen Diskurs, in dem es um begründete Rechtfertigungen normativer Muster handelt, mit dem empirischen Nachweis der Abweichung davon (Bourdieu 1998).
- 18 Vgl. Merton and Nisbet 1971, wo es ohne Bezug auf wissenschaftssoziologische Fragen über aberrant behavior heißt: „Aberrants are generally regarded as deviating from the norms in order to serve their own interests“ (30).
- 19 Merton 1942, 116, (meine Hervorhebung, C. F.) Schon in Merton 1938a, 83 heißt es dazu: „Institutionalized values are conceived as self-evident and require no vindication. But all this is changed in periods of sharp transition . . . A new social order presupposes a new scheme of values.“ Vgl. Merton 1990, 338.
- 20 In Österreich müssen Diplomanden ehrenwörtlich bestätigen, dass sie ihre Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe verfasst haben – eine Versicherung, die bei späteren Qualifikationsarbeiten bezeichnenderweise nicht mehr abverlangt wird. Dass Einzelne mit dem Sinn dieser Bestimmung durchaus Schwierigkeiten haben,

demonstriert der Fall einer „ehrenamtlich“ abgegebenen Versicherung, die Diplomarbeit selbst verfasst zu haben!

- 21 Als gewichtige Ausnahme aus seiner Schule: Cole and Cole 1973.
- 22 Djerassi Romane, für die er als Genrebezeichnung science-in-fiction (für eine hochschuldidaktische Anwendung: Djerassi 1998a) populär machen will, sind für die Debatte um das Ethos der Wissenschaften besonders instruktiv. Djerassi beschreibt darin detailliert die Arbeit von Naturwissenschaftlern. Seine Romane gehören daher sozusagen in die Kategorie der Laborstudien. Zentrale Bedeutung nimmt in „Cantors Dilemma“ das mertonische Ethos ein. Dessen Berücksichtigung erfolgte ohne Bezugnahme auf die Veröffentlichungen von Merton (Persönliche Mitteilung von Carl Djerassi per E-Mail, 5. 6. 1988). Bradbury, Lurie und Lodge schildern hingegen vornehmlich das Privatleben von Wissenschaftlern und deren ritualisierten Interaktionen bei Sitzungen von Universitätsgremien und auf Kongressen: Geforscht haben Lodges Protagonisten schon lange nicht mehr, Bradburys Soziologe in „History Man“ unterrichtet und nur in Luries „Varna“ werden Soziologen bei der teilnehmenden Feldforschung porträtiert. Für eine Analyse der Rolle normativer Orientierungen forschender Wissenschaftler liefern diese Romane wenig.
- 23 Die reichhaltige Homepage des ORI liefert nicht nur Überblicksberichte und Fallmaterial, sondern bietet sich auch als virtuelle Anlaufstelle für Informanten an, denen sogar eine eigene „Verfassung“ angetragen wird; Siehe: APPENDIX A Responsible Whistleblowing: A Whistleblower's Bill of Rights, <http://ori.dhhs.gov/>.
- 24 Auch Soziologen scheinen jüngst von einer millenarischen Endzeitstimmung erfasst worden zu sein, jedenfalls häufen sich die Veröffentlichungen von „Listen“, vgl. Contemporary Sociology, vol. 25, 1996, no. 3 (May) mit einer Liste der zehn einflussreichsten soziologischen Veröffentlichungen der letzten 25 Jahre und der daran anschließenden Diskussion in ASA Footnotes July/August 1996, 7, Gans 1997a und die Leserbriefe, sowie Gans' Replik (Gans 1997b), weiters die unten zitierte ISA-Umfrage.
- 25 Siehe <http://www.ucm.es/info/isa/books/>.
- 26 Aufschlussreiche Details gerade zu dieser oktroyierten Opponentenrolle jetzt bei Rammstedt 1999.
- 27 Andere Beispiele wären Norbert Elias und Alfred Schütz, der in den deutschen Sprachraum erst Einzug hielt, lang nachdem sein Erstlingswerk aus 1932 „Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt“ bei Springer in Wien 1960 in zweiter Auflage herauskam.
- 28 Illustratives Material dazu findet man in der von Herbert Gans zusammengestellten Liste amerikanischer soziologischer Bestseller, die – sehr im Gegensatz zu den „Books of the Century“ der ISA – vor allem empirische oder auf empirischem Material beruhende Titel enthält: Riesmans „Lonely Crowd“, Liebows „Tally's Corner“ führen diese Liste an, in der sich als einziges Theoriebuch Lewis A. Cosers „Functions of Social Conflict“ findet. (Gans 1997a; Gans 1997b)

Literaturverzeichnis

- Amann, Anton (1987) *Soziologie. Ein Leitfaden zu Theorien, Geschichte und Denkweisen*, 2. erweiterte Auflage, Wien: Böhlau.
- Barnes, S. B. & R. G. A. Dolby (1973) „Das wissenschaftliche Ethos: Ein abweichender Standpunkt“, in: Peter Weingart, Hrsg., *Wissenschaftssoziologie I. Wissenschaftliche Entwicklung als sozialer Prozeß*, Frankfurt: Athenäum, 263–86.
- Becker, Howard S. (1998) *Tricks of the Trade: How to Think About Your Research While You're Doing It*, Chicago: University of Chicago Press.
- Ben-David, Joseph (1991) *Scientific Growth: Essays on the Social Organization and Ethos of Science*, ed. Gad Freudenthal, Berkeley: University of California Press.
- Boelen, W. A. M., William F. Whyte, Angelo R. Orlandella, Arthur J. Vidich, Laurel Richardson, Norman K. Denzin, Patricia A. Adler, Peter Adler & John M. Johnson (1992) „Street Corner Society Revisited“, *Journal of Contemporary Ethnography* 21(1): 3–132.
- Bourdieu, Pierre (1998) *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. Übersetzt von Stephan Egger, Konstanz: Universitätsverlag Konstanz.
- Bradbury, Malcolm (1975) *The History Man*, London: Secker & Warburg.
- (1993) *Doctor Criminal*, London: Penguin.
- Broad, William J. & Nicholas Wade (1982) *Betrayers of the Truth: Fraud and Deceit in the Halls of Science*, New York: Simon & Schuster.
- Bühler, Karl (1927) *Die Krise der Psychologie*, Jena: G. Fischer.
- Bunge, Mario A. (1998) *Social Science Under Debate: A Philosophical Perspective*, Toronto: University of Toronto Press.
- Clark, Terry N. (1998) „Paul Lazarsfeld and the Columbia Sociology Machine“, in: *Paul Lazarsfeld (1901–1976). La sociologie de Vienne à New York*, eds. Jacques Lautman & Bernard-Pierre Lécuyer, Paris: L'Harmattan, 289–360.
- Clemens, Elisabeth S., Walter W. Powell, Kris Mcllwaine & Dina Okamoto (1995) „Careers in Print: Books, Journals, and Scholarly Reputations“, *American Journal of Sociology* 101(2): 433–94.
- Cole, Jonathan R. & Stephen Cole (1973) *Social Stratification in Science*, Chicago: University of Chicago Press.
- Cole, Jonathan R. & Harriet Zuckerman (1975) „The Emergence of a Scientific Speciality: The Self-Exemplifying Case of the Sociology of Science“, in: *The Idea of Social Structure: Papers in Honor of Robert K. Merton*, ed. Lewis A. Coser, New York: Harcourt, Brace, Jovanovich, 139–74.
- Corino, Karl, Hrsg. (1996) *Gefälscht!: Betrug in Politik, Literatur, Wissenschaft, Kunst und Musik*, durchgesehene Neuauflage, Nördlingen: Greno.
- Coser, Rose Laub (1999) *Soziale Rollen und soziale Strukturen*, ed. Lewis A. Coser, Graz: Nausner & Nausner.

- Davison, W. P. (1967) „Foreign Policy“, in: *The Uses of Sociology*, eds. Paul F. Lazarsfeld, William H. Sewell, & Harold L. Wilensky, New York: Basic Books, 391–417.
- Dewdney, Alexander K. (1998) *Alles fauler Zauber? IQ-Tests, Psychoanalyse und andere umstrittene Theorien*. Übersetzt von Claudia Kubitzka, Basel: Birkhäuser.
- Diamond, Sigmund (1988) „Informed Consent and Survey Research: The FBI and the University of Michigan Survey Research Center“, in: *Surveying Social Life: Papers in Honor of Herbert H. Hyman*, ed. Hubert J. O’Gorman, Middletown, CT: Wesleyan University Press, 72–99.
- Djerassi, Carl (1994) *Cantors Dilemma*. Übersetzt von Ursula-Maria Mössner, München: Heyne.
- (1998a) „Ethical Discourse by Science-in-Fiction“. *Nature* 393 (June 11): 511.
- (1998b) *NO*. Übersetzt von Ursula-Maria Mössner, Zürich: Hoffmann.
- Erikson, Kai (1997) „Sociology As a Perspective“, in: *Sociological Visions*, ed. Kai Erikson, Lanham, Maryland: Rowman & Littlefield, 3–16.
- Felt, Ulrike, Helga Nowotny & Klaus Taschwer (1995) *Wissenschaftsforschung. Eine Einführung*, Frankfurt: Campus.
- Fleck, Christian & Albert Müller (1997) „Daten und Quellen“, *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 8: 101–26.
- Freeman, Derek (1983) *Margaret Mead and Samoa: The Making and Unmaking of an Anthropological Myth*, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.
- (1999) *The Fateful Hoaxing of Margaret Mead: A Historical Analysis of Her Samoan Research*, Boulder, CO: Westview Press.
- Friedrichs, Jürgen (1973) *Methoden empirischer Sozialforschung*, Reinbek: Rowohlt.
- Gans, Herbert (1997a) „Best Sellers by Sociologists: An Exploratory Study“, *Contemporary Sociology* 26(2): 131–35.
- Gans, Herbert et. al. (1997b) „To the Editor [und] Reply“, *Contemporary Sociology* 26 (6): 788–91.
- Glaser, Barney G. & Anselm L. Strauss (1967) *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for Qualitative Research*, New York: Aldine.
- Goffman, Erving (1962) *Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates*, Chicago: Aldine.
- (1980) *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Übersetzt von Hermann Vetter, Frankfurt: Suhrkamp.
- Gould, Stephen J. (1988) *Der falsch vermessene Mensch*. Übersetzt von Günter Seib, Frankfurt: Suhrkamp.
- (1991) *Wie das Zebra zu seinen Streifen kommt: Essays zur Naturgeschichte*. Übersetzt von Stephen Cappellari, Frankfurt: Suhrkamp.
- Grafton, Anthony (1991) *Fälscher und Kritiker: Der Betrug in der Wissenschaft*. Übersetzt von Ebba D. Drolshagen, Berlin: Wagenbach.

- Greenwald, Howard P. (1992) „Ethics in Social Research“, in: *Encyclopedia of Sociology*, eds. Edgar F. Borgatta & Marie L. Borgatta, New York: Macmillan, vol. 2, 584–88.
- Hartmann, Heinz & Eva Dübbers (1984) *Kritik in der Wissenschaftspraxis. Buchbesprechungen und ihr Echo*, Frankfurt: Campus.
- Hollinger, David A. (1996) „The Defense of Democracy and Robert K. Merton’s Formulation of the Scientific Ethos“, in: David A. Hollinger, *Science, Jews, and Secular Culture: Studies in Mid-Twentieth-Century American Intellectual History*, Princeton: Princeton University Press, 80–96.
- Jasanoff, Sheila, ed. (1995) *Handbook of Science and Technology Studies*, Thousand Oaks, CA: Sage.
- Jaworski, Gary D (1990) „Robert K. Merton’s Extension of Simmel’s Übersehbar“, *Sociological Theory* 8: 99–105.
- Knorr-Cetina, Karin (1991) *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Kriz, Jürgen (1981) *Methodenkritik empirischer Sozialforschung. Eine Problemanalyse sozialwissenschaftlicher Forschungspraxis*, Stuttgart: Teubner.
- Lazarsfeld, Paul F. (1969) „An Episode in the History of Social Research“, in: *The Intellectual Migration. Europe and America, 1930–1960*, eds. Donald Fleming & Bernard Bailyn, Cambridge, Mass.: Belknap Press, 270–337.
- Lazarsfeld, Paul F. & Morris Rosenberg, eds. (1955) *The Language of Social Research: A Reader in the Methodology of Social Research*, Glencoe, Ill.: Free Press.
- Lazarsfeld, Paul F., William H. Sewell & Harold L. Wilensky, eds. (1967) *The Uses of Sociology*, New York: Basic Books.
- Lepenies, Wolf, Hg. (1981) *Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin*, Frankfurt: Suhrkamp.
- Lepsius, M. Rainer (1998) „Vorstellungen von Soziologie“, in: *Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*, hrsg. Karl M. Bolte & Friedhelm Neidhardt, Baden-Baden: Nomos, 209–31.
- Lerner, Gerda & Albert Müller (1995) „Frauengeschichte, ‚lange Geschichte‘ und ein paar andere Probleme“, *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 6(2): 286–94.
- Lindner, Rolf (1998) „Dreieinhalb Arten, ‚Street Corner Society‘ zu lesen“, *Berliner Journal für Soziologie* (2): 278–83.
- Lodge, David (1975) *Changing Places: A Tale of Two Campuses*, London: Secker & Warburg.
- (1984) *Small World: An Academic Romance*, London: Secker & Warburg.
- (1988) *Nice Work*, London: Secker & Warburg.
- Lurie, Alison (1962) *Love and Friendship*, New York: Macmillan.
- (1986) *Affären. Eine transatlantische Liebesgeschichte*. Übersetzt von Otto Bayer, Zürich: Diogenes.